



# Sezession

## Konservativ

Karlheinz Weißmann  
Die Gaullisten

Erik Lehnert  
Die Preußen

Rainer Waßner  
Die Technokraten

Harald Seubert  
Die Christen

Michael Wiesberg  
Die Nationalisten

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich),  
Erik Lehnert und Karlheinz  
Weißmann.

8. Jahrgang, Oktober 2010,  
Heft 38

Sezession erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das  
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-  
sandkosten. Wer Sezession für  
mehr als lesenswert hält, kann ein  
Förderabonnement (75 €/sechs  
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-  
resabonnement (sechs Hefte)  
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge  
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.  
Versand. Auslandsabonnenten be-  
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im  
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis  
zum 30. November gekündigt, ver-  
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-  
kunden gilt die Preisliste Nr. 8  
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten für einen Kurzbei-  
trag 8.500, für einen Grundlagen-  
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-  
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Albersroda  
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

Postbank Leipzig  
BLZ 860 100 90  
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Thema

- 2 **Wie etwas bleibt**  
Götz Kubitschek
- 8 **Der Bruch von 45**  
Thorsten Hinz
- 12 **Die letzten Preußen**  
Erik Lehnert
- 16 **Die Gaullisten**  
Karlheinz Weißmann
- 20 **Konservative Christen**  
Harald Seubert
- 24 **Technokratischer Konservatismus**  
Rainer Waßner
- 30 **Plädoyer für das Recht auf Nation**  
Michael Wiesberg
- 34 **Criticón, Staatsbriefe, Junge Freiheit**  
Martin Lichtmesz
- 36 **Rechte Intelligenz**  
Erik Lehnert/Karlheinz Weißmann

### Dienste

- 44 **Rezensionen**
- 52 **Vermischtes**
- 56 **Briefe an Alle und Keinen**

Angaben zu den Autoren auf Seite 29.

Motiv der Titelseite:  
Bruno Héroux (1868–1944):  
*Ruder-Regattadiplom II*, Radierung, o.J.

In der Mitte des Heftes finden sich Apho-  
rismen und Bronzen von Wolf Kalz.

## Editorial

von Karlheinz Weißmann

»Die Welt wird reißend konservativ ...«. Die Formulierung stammt aus einer Ansprache Rudolf Borchardts, gehalten im Sommer 1930, angesichts der großen Krise der ersten deutschen Republik. Man kann gegenwärtig einen ähnlichen Eindruck haben. In beschwörendem Tonfall wird auf den Unmut von frustrierten Liberalen, traditioneller SPD-Wählerschaft, verprellten CDU-Mitgliedern, Bürgerlichen, Lebensschützern und praktizierenden Katholiken hingewiesen, die in den vergangenen beiden Jahrzehnten das Vertrauen in die Volksparteien und in die Politik überhaupt verloren haben, entweder gegen ihre Überzeugung weiter zur Urne gehen oder sich dem riesigen Lager der Nichtwähler anschließen. Die *Welt am Sonntag* sprach von einem »Aufstand der Konservativen«, die *taz* erwartet einen »Dammbruch«. Jedenfalls hängt der Vorgang ganz wesentlich mit den Hoffnungen zusammen, die Thilo Sarrazin durch sein Buch *Deutschland schafft sich ab* geweckt hat. Ihm ist gelungen, eine Debatte anzustoßen, die das Land verändern wird; ein Grund für uns, in einer Sondernummer der *Sezession* den »Fall Sarrazin« zu klären (*Sarrazin lesen. Was steckt in »Deutschland schafft sich ab«?*, erscheint Mitte Oktober)

Trotz der dezidierten Weigerung des neuen Volkshelden, eine Partei-gründung in Erwägung zu ziehen, hat sich die Überzeugung verbreitet, daß die Entstehung einer derartigen Formation in der Logik in der Entwicklung läge; auf der Linken kursierte schon die Mutmaßung, eine nationalpopulistische Bewegung könnte in Deutschland auf Antrieb zwanzig Prozent der Stimmen gewinnen. Das ist leider übertrieben, realistischer schon die Annahme der bedrängten BdV-Chefin Erika Steinbach, daß »jemand, der sich mit etwas Charisma und Ausstrahlung auf den Weg begeben würde, eine neue wirklich konservative Partei zu gründen, die Fünfprozenthürde spielend überspringen könnte«.

Aufmerksamkeit verdient auch Steinbachs Analyse des eigenen Irrwegs, die verklausulierten, aber hinreichend deutlichen Feststellungen über die Abdrängung des rechten Flügels, die Instrumentalisierung durch die Kanzlerin, den taktischen Fehler, sich mit Figuren der Gegenseite zusammenzutun, um das Projekt der Stiftung der Vertriebenen überhaupt durchzusetzen, und die Fehleinschätzung, das bewußte Verschweigen der Fakten könne die Hüter der politischen Korrektheit beschwichtigen.

Eher am Rande kam Steinbach auch auf die strukturelle Verlogenheit der Parteifreunde zu sprechen, die rechts leben und links reden. Man hat es dabei mit einer besonderen Schwäche zu tun, die auf den Mangel an metapolitischer Orientierung zurückzuführen ist. In der Mitte und rechts davon hat man seit '45, aber ganz gewiß seit '68 immer darauf setzt, daß sich der Utopismus der anderen mit den Jahren verliere, daß es die normative Kraft des Ökonomischen schon richten werde, daß das Zeitalter der Ideologien vorbei sei. Das war eine Illusion, aber eine schwer korrigierbare, wahrscheinlich gar nicht durch Argumente oder pädagogisches Instrumentarium, sondern nur durch Verschärfung der Lage. Daß die bevorsteht, ist wenigstens wahrscheinlich.

Zu Borchardts Diagnose gehörte auch, daß das Konservativ-Werden ein »Selbstschutz« sei, keine Überzeugungstat, keine Nostalgie, sondern Einsicht in die Alternativlosigkeit. Es ist die Bereitschaft, sich einer unbequemen Lehre zu unterwerfen, die weder ein »Weiter so«, noch pausbäckigen Optimismus erlaubt, keine Erlösungsversprechen, nicht einmal die Prognose baldiger Abhilfe. Wenn das Konservative weder als Dekoration noch als übliches Pendant zum Progressiven betrachtet wird, sondern als Weltanschauung des »gesunden Menschen« (Ricarda Huch), dann erst kann begriffen werden, daß sein Fehlen Symptom einer Krankheit ist, einer hochansteckenden und sehr gefährlichen, die unser Volk, unseren Staat, unsere Kultur befallen hat.

## Wie etwas bleibt

von Götz Kubitschek

Wer exemplarisch vorgeführt bekommen möchte, wie man Traditionen pflegt und Überlieferungen weiterträgt, kann zu dem in diesem Frühjahr erschienenen Roman *Die Leinwand* greifen. Verfaßt hat ihn der 1970 in Ostberlin geborene und zum Judentum konvertierte Benjamin Stein. Er hieß bis 1988 nicht so, sondern anders – wie, das verschweigt er. *Die Leinwand* ist in dieser Hinsicht autobiographisch: Wie kann es gelingen, zu jemandem zu werden, der man gerne sein möchte, obwohl die Herkunft einen ganz anderen Lebensweg nahelegte? *Die Leinwand* beschreibt aber auch, wie man in das hineinwächst, was nahelag, vielleicht sogar ausweglos vorgegeben war, und wie gerade in solcher Folgsamkeit Erfüllung und Stolz gefunden werden können. Benjamin Stein schildert also zum einen die Konversion Jan Wechslers (sprechender geht es nicht!) zum Judentum und – in dem anderen Teil des Romans – die streng jüdische Erziehung eines in ein orthodoxes Elternhaus hineingeborenen Jungen.

Benjamin Stein: *Die Leinwand. Roman*, München 2010.

Um mit dem Konvertiten zu beginnen: Es ist faszinierend und amüsant zu erfahren, welche Alltagsriten ein streng gläubiger Jude einhalten muß, selbst dann, wenn er in einer Großstadt wie München lebt, wo die Wege weit und die Arbeitsabläufe rasant sind. Schon der Einstieg in die Geschichte ist eine Grotteske für jeden, der den Kirchgang gerne einmal ausfallen läßt, wenn bestes Badewetter ist. Nicht so Jan Wechsler, der gelernte Jude: Ihm ist am Sabbat nicht einmal erlaubt, von einem Kurier ein Paket entgegenzunehmen, über Seiten zieht sich der Dialog, ein Eiertanz, den man unterbrechen möchte mit dem Ruf: Entspann dich, nimm das Paket an, dein Gott wird es verzeihen. Aber man kann in einen Roman nicht hineinrufen, und ließe der Autor nicht in der Wohnung gegenüber einen sehr verständigen und hilfsbereiten, nicht-jüdischen Nachbarn leben, der dem strenggläubigen Juden über solche Alltagshürden helfen kann – der Kurier müßte samt Paket wieder abziehen und erneut zustellen.

So geht es immer weiter mit der Schilderung von Vorschriften und Riten, die für Nichtgläubige nichts weiter als Alltagshindernisse sind: Die Wohnung muß in Synagogennähe liegen, damit man am Feiertag zu Fuß dorthin gelangen kann (Verkehrsmittel sind nicht erlaubt, und daß die Miete deutlich höher liegt als in günstigeren Stadtteilen, wird in Kauf ge-

nommen); der Freitagnachmittag gehört dem Gespräch und der religiösen Unterweisung, es wird nicht gearbeitet, nicht gelärmt, nur gesprochen und studiert; das Sabbat-Mahl folgt strengen Regeln, und wenn man auf Reisen geht, muß man vorher nach geeigneten Hotels und Restaurants forschen und für den Mißerfolg gerüstet sein: »Ein koscheres Hotel hatte ich in der Gegend erwartungsgemäß nicht finden können. Ich mußte mich selbst versorgen. Meine Frau packte mir eine fürstliche Lunchbox mit gekochten Eiern, Sandwiches, geschnittenem Obst und vorgeschälten Karotten. Für den zweiten Tag nahm ich einige Pita-Brote mit, Humus und Tachina in zwei kleinen Bechern und eine Dose Thunfisch. Verhungern würde ich jedenfalls nicht.«

Das sicher nicht, und mehr: Während jeder andere Gast zu den Mahlzeiten in den Speiseraum des Hotels geht und unter anderen Gästen sitzt, wird Jan Wechsler oder Benjamin Stein oder jeder andere gläubige Jude sein einsames Mahl auf dem Hotelzimmer einnehmen. Er wird dabei vielleicht kurz damit hadern, daß er solch strengen Regeln unterworfen ist. In diesen Hader aber wird sich der Stolz darüber mischen, daß er – der Jude – derjenige ist, der Regeln einzuhalten vermag, und der mit dieser Disziplin seinem Gott dient. Jedenfalls wird er während des Mahls und durch die abgeschottete Situation an den Glauben und an die Zugehörigkeit zu einer besonderen, gesonderten Gemeinschaft erinnert und knüpft im Vollzug der Alltagsriten das Band neu und wieder ein Stückchen fester.

Mit Sicherheit laufen solche Bewußtseinsvorgänge in vielen Fällen und Situationen nicht an der Oberfläche des Bewußtseins ab. Es ist eher so, daß sich religiöse Vorschriften und Alltagsriten einschleifen, daß sie ohne betonte Feierlichkeit beachtet und ausgeübt werden. Aber sie sorgen dafür, daß eine Tradition alltagsregelnd, lebensbegleitend und -bestimmend bleibt, also in den täglichen Lebens- und Wahrnehmungsvollzug eindringen konnte und immer wieder zur unbewußten oder bewußten Unterscheidung von anderen führt. Ein Tischgebet zu Hause gehört zur Routine, ein Tischgebet in einem öffentlichen Restaurant ist ein gesetzter Akt, und wenn man in Benjamin Steins *Leinwand* liest, wie schwierig sich der Besuch eines Juden selbst bei einem anderen, jedoch nicht ganz so auf Eß-, Trink- und Hygienevorschriften pochenden Juden anläßt, dann hat man den Eindruck, hier lebe einer seine Traditionsverfangenheit doch bis zur Unhöflichkeit aus. »Er begrüßte mich überschwänglich«, heißt es da an einer Stelle, »und führte mich zuerst in die Küche. Er hatte tatsächlich eingeschweißtes Einweggeschirr besorgt und sogar eine neue Kaffeemaschine angeschafft, die er mich auszupacken bat.«

Eingeschweißt, neu, noch original verpackt – alles dreht sich um Reinheit, um das Unverschmutzte, um eine peinliche Hygiene. Die Fortsetzung solcher Unbeflecktheit ins Denken und in die Erziehung hinein ist deshalb nicht verwunderlich. Und in der Tat: Der andere Teil der *Leinwand* beschreibt die Lehr- und Wanderjahre eines Sohnes aus orthodoxem Hause, Amnon Zichroni, der in Jerusalem der Talmud-Schule verwiesen wird, weil er unter der Bank ein weltliches Buch las. Er wird zu einem Nennonkel in die Schweiz geschickt, aber dort beginnt nicht etwa das lockere, europäische Großstadtleben fern von den Zentren der jüdischen Orthodoxie. Vielmehr gibt es auch in Zürich jede denkbare Möglichkeit der Beschulung junger Juden, in Anspruch, Strenge und Glaubensexaktheit nicht einen Millimeter neben dem liegend, was der Schüler in Jerusalem hinter sich ließ.

Die Hoffnung auf mehr Weltlichkeit zerschlägt sich, und die Schilderung der Zürcher Jahre gipfelt in einem kurzen, rebellischen Moment. Zichroni, mittlerweile 19, begehrt auf, als ihm sein Onkel mitteilt, welche streng jüdische Universität er für ihn ausgesucht habe. »Warum, fragte ich ihn, sollte ich auch in den kommenden Jahren drei Viertel meiner Zeit über den zwölf Talmud-Bänden und anderen frommen Büchern verbringen, wenn doch eine unglaubliche Fülle weltlichen Wissens und ein ganzes Universum großer Literatur auf mich warteten?« Der Onkel verschiebt die Antwort und nimmt den Rebellen einige Tage später mit in seine Juwelierwerkstatt, um ihm Demantoide zu zeigen. Diese Steine zeichnen sich – so wird es beschrieben – durch eine gleichmäßige Reinheit aus, gewinnen ihre Schönheit aber durch Einschlüsse, das Chrysolith. Der Onkel läßt Zichroni nun schätzen, wieviel Raum dieses Chrysolith einnahme. Man einigt sich auf höchstens fünf Prozent, mehr wäre zuviel, mehr würde den Eindruck des Einsprengsels inmitten der Reinheit zerstören, übertragen:

den Eindruck der Individualität und des spannenden weltlichen Eintrags inmitten der reinen, als Fundament vermittelten, orthodoxen Lehre.

Karlheinz Weißmann:  
*Biblische Lektionen*,  
in: *Sezession* 13/ April  
2006 (Themenheft  
»Multikulturalismus«).

Jüdischer Traditionsvermittlung ist zweifelsohne vorbildlich. Karlheinz Weißmann hat vor Jahren unter dem Titel *Biblische Lektionen* die Bedeutung kleiner Gruppen hervorgehoben, die in Momenten der Identitätsbedrohung und der existenzgefährdenden Assimilierung in der Lage wären, das Volksbewußtsein zu wahren und zu verbreiten: »Solche Traditionskompanien sammeln die entscheidenden Identitätselemente und schaffen ein stabiles Elitegefühl«, und wenn es soeben leicht war, einige dieser Haltegriffe für die gläubigen Juden aus einem Roman herauszuschreiben (nebst innewohnendem Elitegefühl), so muß es doch schwerfallen, neben dem Holocaust, der Fußballbundesliga und dem ADAC noch weitere Bausteine für die Behausung identitätsbewußter Deutscher zu benennen. Ganz humorlos gesagt: Denen, die an Deutschland, den Deutschen, der deutschen Nation festhalten wollen, ist die große Erzählung nicht weitererzählt worden, ist die Verbindlichkeit der geschichtlichen Überlieferung, der historischen Haltegriffe, der Namen, die man nennt, und Bücher, die man liest, abhanden gekommen.

Es ist ein bißchen strapaziös, die jüdische Orthodoxie hier und die Zugehörigkeit zur deutschen Nation dort in Fragen der Tradierung zu vergleichen. Aber wenn hier für den Geschmack des modernen Menschen zuviel an Tradition, Vorschrift und starrem Identitätskorsett geschultert werden muß, so ist dort für jeden nicht ganz an die Moden der Moderne verlorenen Geist davon entschieden zuwenig vorhanden. Der ehemalige Bundesbanker Thilo Sarrazin, derzeit in aller Munde, hat das wohl eher unfreiwillig auf den Punkt gebracht und vorgeführt: Er schreibt in seinem Buch *Deutschland schafft sich ab*, daß bald, allzubald niemand mehr in der Lage sein werde, Kulturgut wie etwa Goethes Gedicht »Über allen Gipfeln ist Ruh« auswendig aufzusagen. In einer Fernsehrunde wurde diese Vermutung bestätigt: Keiner der Anwesenden war in der Lage, die paar Verse zu sprechen (mit Ausnahme Sarrazins natürlich). Einer Runde traditionsbewußt erzogener Juden wäre dies – angesprochen auf eine Talmudsentenz – sicher nicht passiert.

Weg nun von dieser welthistorisch ziemlich einmaligen Verknüpfung aus religiöser, geschichtlicher und rassischer Tradierung eines So-und-nicht-anders-Seins im Judentum, hin zu den Deutschen, genauer: zu einer konservativen, das heißt in diesem Fall rechten, kleinen Gruppe, die im Moment der Identitätsbedrohung und der existenzgefährdenden Assimilierung auf den Plan tritt, um die entscheidenden Identitätselemente zu sammeln und das Volksbewußtsein zu wahren und zu verbreiten. – Was wäre die Aufgabe dieser rechten Intelligenz, was wäre die geringste Forderung, das »konservative Minimum«? Die Aufgabe wäre doch wohl eher ein Maximum, jedenfalls keine geringe Forderung: Es wäre ein Kanon aufzustellen, ein Lektüre-Kanon, und zwar kein fachchinesischer, sondern einer, den mit einiger Anstrengungsbereitschaft jeder halbwegs intelligente Schüler und Student sollte absolvieren können.

Lehnert/Weißmann:  
*Schlüsselwerke*  
(*Staatspolitisches*  
*Handbuch*, Bd 2),  
Schnellroda 2010.

Man kann auf den Konjunktiv verzichten: Karlheinz Weißmann und Erik Lehnert haben einen solchen Kanon nun aufgestellt, erscheinen wird er im Dezember als Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs*, unter dem Titel *Schlüsselwerke*. Dieser Kanon umfaßt rund hundertfünfzig Texte und sollte jenen, die es ernst meinen mit der Traditionsbildung und dem gemeinsamen Verständigungssockel, als verbindlich gelten. Daß einer Chemie und nicht Geschichte, Bauingenieurwesen und nicht Jura studiert, also fachfremd ist, kann überhaupt keine Rolle spielen; die Überzeugung von und die geistige Auseinandersetzung mit etwas sind nicht an eine Fakultät gebunden, und wer mit sechzehn beginnt, hat mit fünfundzwanzig diese einhundertfünfzig Bücher und Aufsätze gelesen, um die es geht – etwa ein Werk jeden Monat. Das will bewältigt werden, und ein so lernender junger Mensch wird zusätzlich zu seinem schulischen oder universitären Pensum ein Buch aufschlagen und weiter in seinem Spengler oder Jünger oder Schmitt oder Kondylis lesen müssen. Er wird dabei vielleicht kurz damit hadern, daß er sich diesen Lektüreplan aufgeladen hat. In seinen Hader aber wird sich der Stolz darüber mischen, daß er derjenige ist, der wirklich studiert, ein Fundament mauert und zu etwas wird, was man voraussetzungslos nur im Keim schon ist – unentwickelt, virulent, noch nicht in Form gebracht. Jedenfalls wird er während der Lek-



*Momentaufnahme einer zweiten, geistigen Geburt – Ludwig Fahrnkrog, Quälende Gewalten, 1921*

türe und durch die abgeschottete Situation an die Zugehörigkeit zu einer besonderen, gesonderten Gemeinschaft erinnert, an eine Kompanie des Geistes und der Anstrengungsbereitschaft, und jede Buchseite knüpft das Band ein bißchen fester.

Wie inkonsequent erscheint vor diesem Bild das Verständnis für solche, die – etwa auch auf den Akademien des Instituts für Staatspolitik – einem Referenten lauschen, ohne sich auf ihn und seine Thesen vorbereitet zu haben. Es gäbe viel zu sagen über den traurigen Mut der ahnungslosen Wortmeldung, über Sätze, die mit »Ich finde« oder »Für mich ist« beginnen und aus dem Moment heraus Erkenntnisse gebären, die der Mann am Rednerpult in seinem längst veröffentlichten Buche glücklich schon zur Welt gebracht – und entfaltet hat. Den jähen, originellen, von keines Geistes Blässe angekränkelten Sturm und Drang in Ehren – aber hundert Prozent Individualismus nebst steilem Auftreten reichen zwar für ein Wortgefecht aus, nicht jedoch für eine Vergrößerung des Klangraumes einer Tradition.

In der *Leinwand* Benjamin Steins ist der interessantere Teil des Romans zweifellos derjenige über die Konversion Jan Wechslers. Warum? Weil es auch im Falle einer traditionsbewußten, konservativen Gruppe stets darum geht, mögliche Konvertiten aufzuspüren und ihnen zur »zweiten Geburt« (Armin Mohler) zu verhelfen. Und dies ist eben nicht billig zu haben, sondern bedarf jenes Klangraums, in dem Inhalte und Form einer konservativen Weltanschauung abgestimmt zu Stimmführern werden. Es mag einen gewissen Prozentsatz an Wechselwilligen und -fähigen geben, denen das Argument genügt. Der weitaus größere Teil wird sich aber nicht aus logischen Gründen, sondern aufgrund einer Atmosphäre, eines volltonigen Wohlklanges anlocken und »taufen« lassen.

Dies gilt ausgeweitet natürlich auch für die Idee der Nation und für den Gang unseres Volkes durch die Zeit: Wer solche historischen Größen begrifflich, gar juristisch auffädelt und daraus eine Daseinsberechtigung ableiten möchte (oder auch nicht), hat von der Wirkungsmacht der »großen Erzählung« und von Deutschland als einem »Lebewesen, das zweitausend Jahre alt ist« nichts begriffen. Die Geschichte muß erzählt werden, und sie muß überwältigend erzählt werden, bruchlos, als Geschichte eben, Schicht auf Schicht. Im Vorwort zu einem Gesprächsbändchen mit Karlheinz Weißmann steht etwas über eine solche »große Erzählung«, über ein gewaltiges Bild, das Gewalt auszuüben imstande ist, das zwingend ist und

*Unsere Zeit kommt. Götz Kubitschek im Gespräch mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2006.*

aufrüstend. Das war Mitte der neunziger Jahre, Weißmann ließ zum Ende eines Vortrags hin »an den Hörern den historischen Zug der Deutschen vorbeiziehen, nannte Kaisergeschlechter, Bauernführer, Siedler, Künstler, Denker, Epochen, alles selbstverständlich und vor allem ohne Relativierung. Als er auf die Epoche des Dritten Reichs zusteuerte, hielt die Menge im Saal den Atem an. Und Weißmann rief die Frontsoldaten, die Männer des 20. Juli, die KZ-Häftlinge, die letzten Verteidiger der Ostgrenze, die Vertriebenen und die Spätheimkehrer auf; ließ dann, ohne die Abfolge zu unterbrechen, die Arbeiter des 17. Juni 1953 folgen, um mit denen zu enden, die die Mauer eingerissen hatten.«

Die Wirkung dieses »großen Schlachtengemäldes« auf die Anwesenden war spürbar, in manchen Fällen – obwohl ein einmaliges, nicht ritualisiertes Erlebnis – sogar nachhaltig. Sich solch eine wirkmächtige Erzählung anzuhören, ihren Nebensträngen zu folgen und sie selbst erzählen zu lernen, hat indes mit den Alltagshindernissen einer aus Glaubensregeln und Riten bestehenden religiösen Tradition nichts zu tun. Man bleibt bei alledem flexibel, stark individuell, und das Verhältnis, das oben am Beispiel des Demantoiden in Benjamin Steins Roman beschrieben wurde, mag sogar umgekehrt sein: Dann würden in den großen Individualismus fünf Prozent Verbindlichkeit eingemischt. Zweifelsohne muß vom Durchschnitt sich lösen, wer die Aufgabe der Identitätswahrung, der Traditionsweitergabe angeht und sich diese fünf Prozent erarbeiten möchte. Vom Durchschnitt sich lösen heißt dann vor allem: das Heute nicht für die Krönung zu halten sondern für eine weitere Schicht, wie Michael Klonovsky es in seinem Aufsatz *Geschichtssinn* beschreibt, nebenbei Gilbert K. Chesterton zitierend: »Tradition ist Demokratie für die Toten. Sie ist die Weigerung, der kleinen, anmaßenden Oligarchie derer, die zufällig gerade auf der Erde weilen, das Feld zu überlassen.«

Michael Klonovsky:  
*Geschichtssinn*,  
in: *Lebenswerte*,  
Grevenbroich 2009.

Zurück nochmals zur *Leinwand*: In diesem vielschichtigen Roman steckt noch eine weitere Lehre, eine Aneignungsform der großen Erzählung, die geradezu abschüssig werden kann. Letztlich kreisen nämlich beide Erzählstränge – der des Konvertiten und der des eingeborenen Orthodoxen – um eine zeitgenössische Person, die es so tatsächlich gab. Studie 11 des Instituts für Staatspolitik, in der es um den Schuldstolz der Deutschen geht, hebt gar mit diesem Beispiel einer Opferanmaßung an: Es war 1995, als Benjamin Wilkomirski seine autobiographischen *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948* vorlegte und darin über die Greuel seiner Leidenszeit in deutschen KZ Bericht erstattete. Erst drei Jahre und viele Auszeichnungen später wurde Wilkomirski als Fälscher seines eigenen Lebens und als eigentlich uneheliches Kind und Waisenhauszögling enttarnt. In *Die Leinwand* heißt er Minsky, und Jan Wechsler ist jener, der ihn entlarvt.

Institut für Staatspolitik  
(Hrsg.): »*Meine Ehre  
heißt Reue*«. *Der  
Schuldstolz der Deutschen*,  
Schnellroda 2007.

Hier ist, das lehrt dieser Fall, einer sogar zum Opfer einer ganz großen Erzählung geworden, einer Erzählung, die – obwohl recht eigentlich »Geschichte« wie so manch anderes – derart ritualisiert und schematisiert weitererzählt wird, daß sie aus dem Raum des Weltlichen (und damit Diskutablen) in eine religiöse Sphäre (eine zivilreligiöse, aber immerhin!) gewechselt ist. Wilkomirski/Minsky wollte zum Teil dieser Erzählung werden, und dieser prominente Fall ist wiederum ein gutes Beispiel dafür, wie das in abgeschwächter Form durchaus zum Plan jeder »großen Erzählung« dazugehört. Man muß nur einmal einem alten 68er zuhören, wenn er von den Demos und Sit-Ins der Kampfzeit zu berichten beginnt – und mehr und mehr die Distanz verliert, die er sicherlich räumlich zu den großen Ereignissen seiner Bewegung hatte. Zuletzt erzählt er die Geschichte vielleicht sogar so, als sei er direkt neben einem Mitstreiter gestanden, der von einem Polizisten niedergeknüppelt wurde. In Wirklichkeit stand er zwar ganz woanders, und niedergeknüppelt wurde auch nicht, sondern allenfalls abgedrängt. Aber die Geschichte ist ein bißchen schöner und vor allem ein großes Stück mobilisierender, wenn es knallt und kracht.

Die Aufgabe der rechten Intelligenz ist – neben der Publikation der richtigen Texte und der Ausweitung geistig besetzten Geländes – die Schaffung virulenter Momente und Situationen. Die »große Erzählung«, die Atmosphäre der Tradition, der Ton des Klangraums – das alles kann in seiner Wirkmächtigkeit auch daran abgemessen werden, ob diejenigen, die davon hören und sich hineinver tiefen, dabeigewesen sein wollen. Der Stolz des Dazugehörens muß die Mühe des Eintritts überstrahlen. Nur dann bleibt etwas, bleibt mehr als Papier.



# Staatspolitisches Handbuch

Herausgegeben von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

Das *Staatspolitische Handbuch* ist eines jener Projekte, auf das konservative und rechte Leser jahrelang gewartet haben: Nachschlagewerk und Inspiration für den metapolitischen Alltag!

**Staatspolitisches Handbuch**

**Band 1** Leit  
begriffe

Herausgegeben  
von Erik Lehnert  
und Karlheinz Weißmann

Edition Antaios

## **BAND 1: LEITBEGRIFFE**

176 Seiten, gebunden, 15.00 €

Dieses Buch ist der Beginn einer Umwertung: Karlheinz Weißmann definiert mehr als einhundert Leitbegriffe einer konservativen Weltanschauung, von Abendland bis Zyklus, von Anarchie bis Staat. Zur Definition treten Zitate, Literaturhinweise sowie ein Personen- und ein Begriffsregister.

**Ein metapolitischer Meilenstein!**

**Staatspolitisches Handbuch**

**Band 2** Schlüssel  
werke

Herausgegeben  
von Erik Lehnert  
und Karlheinz Weißmann

Edition Antaios

## **BAND 2: SCHLÜSSELWERKE**

ca. 200 Seiten, gebunden, 15.00 €  
Erscheint im Dezember 2010!

Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs* stellt 150 Werke vor, die für das konservative, rechte Denken grundlegend sind und so einen Kanon bilden. Nicht die historische Bedeutung, sondern die zeitlose Dynamik und Gültigkeit bestimmen die Auswahl der Texte.

Für Band 1 und 2 zusammen gilt ein Paketpreis von 24.00 €. Die Lieferung erfolgt in zwei Teilen jeweils nach Erscheinen.

**Institut für Staatspolitik (IfS)**

Tel | Fax (034632) 90941 • [www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de)

# Der Bruch von 45

von Thorsten Hinz

Mit der bedingungslosen Kapitulation vom 8. Mai 1945 war für Deutschland mehr verlorengegangen als der Zweite Weltkrieg und die militärische Macht. Geschichtlich und politisch war es mit dem Versuch, einen Nationalstaat aus eigenem Recht im Herzen Europas zu behaupten, an sein Ende gekommen. Auch in dieser Hinsicht war die Niederlage total. Das Gefühl, in Hitler habe sich eine Tragödie viel älteren Ursprungs vollendet, war allgemein. Gleich nach Kriegsende erschienen zahlreiche Bücher und Broschüren, deren Titel auf dieselbe programmatische Aussage hinausliefen. Ernst Niekisch sprach von einer »Deutschen Daseinsverfehlung«, Friedrich Meinecke von der »Deutschen Katastrophe«, der Kommunist Alexander Abusch vom »Irrweg einer Nation«, und Alfred Weber forderte den »Abschied von der bisherigen Geschichte«. Der Historiker Gerhard Ritter faßte das beherrschende Gefühl in die Worte: »Irgend etwas muß doch wohl in unserem politischen Leben von jeher verfehlt oder doch wenigstens gefährlich gewesen sein, wenn wir so oft und jedesmal so gründlich in Abgründe und Katastrophen hineingeraten sind.« Für Hermann Heimpel war der Nürnberger Prozeß eine Fortsetzung des Prozesses gegen Konradin, den letzten Staufer-Erben, der 1268 in Neapel durch Karl von Anjou hingerichtet worden war. Mit Konradins Tod hatte der guelfisch-päpstliche über den ghibellinisch-kaiserlichen Entwurf von der Welt gesiegt. »Isolierung, Überanstrengung, dem verfrühten Anfang folgende Verspätung im Werden der Nation sollten lastende Motive der deutschen Geschichte bleiben.«

Total war die Niederlage noch in einem unmittelbaren, biopolitischen Sinn. Körper und Seelen der Deutschen waren millionenfach zum Zielobjekt der Kriegseinwirkungen geworden, die Niederlage hatte sich qualvoll in sie eingesenkt: durch Menschenverluste, Verkrüppelungen, durch Todesangst im Bombenkrieg, Obdachlosigkeit, Trümmerexistenzen, Heimatverlust, Erschöpfung, Schlaflosigkeit, Hunger. Wo private Refugien der Zer-

Ernst Niekisch: *Deutsche Daseinsverfehlung*, Berlin 1948.

Friedrich Meinecke: *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*, Wiesbaden 1946.

Alexander Abusch: *Der Irrweg einer Nation*, Berlin 1946.

Alfred Weber: *Abschied von der bisherigen Geschichte*, Hamburg 1946.

Gerhard Ritter: *Geschichte als Bildungsmacht*, Stuttgart 1946.

Hermann Heimpel: *Kapitulation vor der Geschichte? Gedanken zur Zeit*, Göttingen 1956.



*Bildungslandschaft 1945  
– Vorplatz der Humboldt-  
Universität in Berlin,  
damals noch Friedrich-  
Wilhelms-Universität*

störung entgangen waren, konnten die Sieger jederzeit die Hand darauf legen. So gewiß das Dritte Reich ein Willkürstaat gewesen war, gingen mit ihm jegliche Reste deutscher Staatlichkeit dahin, die den Bürgern Schutz bieten konnte vor den Begehrlichkeiten der Sieger. Deutschland war nun reduziert auf den Objekt- und Beutecharakter. Unmittelbar galt das für seine Ostgebiete, seine Industrieanlagen, seine wissenschaftlichen Kapazitäten, seine Arbeitskräfte, für seine Frauen, die insbesondere in Ost- und Mitteldeutschland massenhaft Opfer von Vergewaltigungen wurden.

Das Kriegsende war Erlösung und Niederlage – dieser Doppelcharakter läßt sich um so weniger auftrennen, als viele Maßnahmen und Unterlassungen der Alliierten darauf angelegt waren, die Hunger- und Trümmerexistenz der Besiegten und damit zugleich das Bewußtsein ihres Unwerts und ihrer Abhängigkeit zu verlängern. Konrad Adenauer klagte im März 1949 in einer Rede in Bern die Alliierten an, die Baustoffproduktion und den Wohnungsbau zu sabotieren. Die Hauptsorge der Deutschen nach 1945 war es, die grundlegenden animalischen Bedürfnisse zu stillen. Für einen politischen Ehrgeiz, der sie womöglich noch in Gegensatz zu den Siegern bringen würde, von denen ihr Überleben abhing, war kein Platz. Woran hätte er sich nach dem allgemeinen Zusammenbruch auch aufrichten sollen?

In seinen Individuen und als Ganzes war Deutschland Verfügungsmasse. Diese Situation wurde schnell begriffen und verinnerlicht. Der Schweizer Journalist Hans Fleig berichtete über ein Gespräch, das er wenige Wochen nach der Kapitulation mit einem amerikanischen Offizier geführt hatte. Dieser war überrascht, »wie butterweich und gefügig die Deutschen bei sich zu Hause seien, die er auf dem Schlachtfeld als so martialische, kantige Gestalten kennengelernt habe. Es sei, wie wenn man einen Kuchenteig in den Händen halte. Man könne ihn mit dem Messer nach Belieben zerteilen, ihn zusammenknüllen, als Ballen aufs Brett schmeißen oder ihn aufessen. Immer geschehe das gleiche: nämlich gar nichts. Dieser Teig lasse alles mit sich geschehen, ohne zu explodieren, zu reagieren oder zu protestieren.« Auch das war eine geschichtliche Schicksals Erfüllung. In der Beobachtung des Amerikaners war bereits enthalten, daß die Deutschen der Teilung des Rumpflandes keinen Widerstand und nationalen Behauptungswillen entgegensetzen würden.

Seit seiner Gründung 1871 hatte das Deutsche Reich in dem Zwiespalt gestanden, zu groß zu sein, um sich in das europäische Gleichgewicht einzufügen, und zu klein, um auf dem Kontinent als Hegemonialmacht zu fungieren. Aufgrund seiner Größe und Dynamik mußte es in den Fokus vor allem Großbritanniens geraten, dessen außenpolitisches Mantra darin bestand, Koalitionen gegen die jeweils stärkste Kontinentalmacht zu schmieden und auf diese Weise einen Machtkonkurrenten zu verhindern, der den Kontinent gegen England und seine globale Seeherrschaft mobilisieren konnte. Bismarcks Politik war permanent bemüht, die europäische Staatenwelt so zu sortieren, daß keine antideutsche Koalition zustande kam. Zu dieser Politik gehörte es, immer wieder die Saturiertheit des Reiches zu betonen. Allerdings stieß sie an ihre Grenzen, weil – wie der Historiker Wilhelm Schüssler analysierte – Deutschland nun mal nicht in derselben machtpolitischen Liga spielte wie England und Rußland. Das galt im Zweiten Weltkrieg genauso, weshalb die vierte, 1940 erschienene Auflage seines Buches *Deutschland zwischen Rußland und England* an entscheidenden Stellen geschwärzt wurde. Das Menetekel sollte nicht zu deutlich werden.

Hans Fleig: *Der deutsche Teig*, in: Hermann Rauschnig, Hans Fleig, Margret Boveri, J.A. von Rantzau: ... *mitten ins Herz. Über eine Politik ohne Angst*, Berlin 1954.

Konrad Canis: *Von Bismarck zur Weltpolitik: Deutsche Außenpolitik 1890 bis 1902*, Berlin 1999.

Ders.: *Bismarcks Außenpolitik 1870–1890. Aufstieg und Gefährdung*, Paderborn 2004.

Wilhelm Schüssler: *Deutschland zwischen Rußland und England. Studien zur Außenpolitik des Bismarckschen Reiches 1879–1914*, vierte Auflage, Leipzig 1940.

Als ursächlich für die Katastrophen nach Bismarcks Abgang wird häufig der Ehrgeiz genannt, deutsche Weltpolitik zu betreiben. Doch hatte Deutschland eine andere Wahl? Die Sorge, daß die britische Kriegsflotte bei Bedarf die Handelsströme und den deutschen Export unterbrechen würde, der zur Ernährung der rasch wachsenden Bevölkerung im Kaiserreich nötig war, war nicht aus der Luft gegriffen. Auf der Weltbühne nicht zu erscheinen, hätte bedeutet, sich von vornherein auch mit der Schwächung der deutschen Stellung in Europa abzufinden. Dieses Problembündel bewog Max Weber 1916 zu der Aussage, wenn man den Krieg nicht habe riskieren wollen, hätte man die Reichsgründung lieber ganz unterlassen sollen. Eine Friedensgarantie aber wäre auch das nicht gewesen, wie die Geschichte der deutschen Kleinstaaten zeigt.

Max Weber: *Deutschland unter den europäischen Weltmächten*, in: ders.: *Politik und Gesellschaft*, Lizenzausgabe, Frankfurt a.M. 2006.

Theoretisch hätte es Außenpolitiker gebraucht, die das Weltkonzert genauso virtuos handhabten wie Bismarck das europäische; die neben den europäischen Ländern die USA, Japan, China sowie die großen Länder des britischen Empires im Blick behielten und deren Gegensätze nutzten, um die internationale Position Deutschlands zu stabilisieren. Mag sein, daß dies alle politischen und menschlichen Möglichkeiten überstieg. Auf jeden Fall fehlte es an Erfahrung und Tradition, um von der Berliner Wilhelmstraße aus einen realistischen Weltentwurf zu denken, in dem Deutschland einen sicheren Platz einnahm. Die deutsche Außenpolitik blieb kontinental und provinziell. Sie hatte nicht einmal die 1914 erfolgte Unterbrechung des Überseekabels einkalkuliert, so daß die deutsche Botschaft in Washington, wo schließlich das entscheidende Wort über den Kriegsausgang gesprochen werden sollte, lange ohne Instruktionen blieb. Die einzige Alternative für Deutschland hätte wohl darin bestanden, sich Großbritannien unterzuordnen, Demütigungen in politischen und Handelsfragen hinzunehmen, getröstet freilich durch das Wissen, daß die Tage der britischen Weltmacht gezählt waren. Doch das hätte so sehr dem Geist der Zeit widersprochen, daß es praktisch undurchführbar war.

Im Ergebnis des Ersten Weltkriegs war Deutschland auf dem verbliebenen Staatsgebiet zahlreichen Beschränkungen und Kontrollen unterworfen, also nicht mehr souverän. Es sei, schrieb Oswald Spengler gegen Ende der Weimarer Republik, »im Sturm der Tatsachen tiefer bedroht (...) als irgendein anderes Land, dessen Existenz im erschreckenden Sinne des Wortes in Frage steht«. Mächte Hitler tatsächlich »Ernst mit den Warnungen der deutschen Geschichte«, wie Carl Schmitt 1934 glauben wollte? Spengler bezweifelte das, sein Vorwurf der »Kurzsichtigkeit und geräuschvollen Flachheit« der deutschen Außenpolitik und ihrer »provinziellen Standpunkte« galt auch den Nationalsozialisten. Er sollte recht behalten.

Oswald Spengler: *Jahre der Entscheidung. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung*, München 1933.

Carl Schmitt: *Der Führer schützt das Recht*, in: *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles*, 3. Aufl., Berlin 1994.

Die Bücher und Broschüren, die nach 1945 zur deutschen Frage erschienen, konzentrierten sich auf die innere Entwicklung Deutschlands und auf die Frage nach der Schuld und der Moral. Die beiden Weltkriege und die Niederlage wurden aus einer deutschen Fehlentwicklung erklärt und nur ausnahmsweise mit der außenpolitischen Zwangslage des Reiches in Beziehung gesetzt, ganz als wäre die Katastrophe leichter zu ertragen, wenn sie das Ergebnis zwar falscher, aber wenigstens eigenständiger Entschlüsse und nicht einer Tragödie war, bei der auch schicksalhafte Gewalten die Hände im Spiel hatten. Im Bekenntnis zur deutschen Alleinschuld und Schuldtranszendenz, das von Karl Jaspers paradigmatisch formuliert wurde, blieb ein Rest von Handlungsautonomie und nationaler Würde scheinbar gewahrt. Die Flucht in die Selbstanklage war verständlich, weil der nackte Existenzkampf, in dem Deutschland sich seit Kriegsausbruch befand, zusammen mit der nationalsozialistischen Ideologie furchtbare Energien freigesetzt hatte. Doch die Würde des Schuld-Bekenntnisses war nur scheinbar, weil es unter der strengen Aufsicht der Sieger abgegeben wurde und sich in deren Intentionen und Pläne einfügte. Damit war der Keim der Heuchelei gelegt, die zum Bestandteil des kollektiven Selbst wurde.

Ernst von Weizsäcker: *Erinnerungen*, München, Leipzig, Freiburg i.Br. 1950.

Das gebrochene Selbstbewußtsein der Nation spiegelte sich auch im Zustand der traditionellen Funktionseliten: Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, hatte bis 1945 stets unterschieden zwischen dem Hochverrat – der Verschwörung gegen den Diktator, die er bejahte – und dem Landesverrat, den er ablehnte. Im Wilhelmstraßenprozeß 1948/49 mit der Aussicht auf die Todesstrafe konfrontiert,

bestand er zu seiner Entlastung darauf, mittels Geheimdiplomatie zu Entschlüssen und Entwicklungen beigetragen zu haben – etwa zum Verzicht auf den Plan, Gibraltar zu besetzen –, welche der gegnerischen Seite nutzten. Die Anspannungen dieser Selbstverleugnung gingen über seine Kräfte. Nach dreijähriger Haft aus dem Gefängnis entlassen, erlag er den Folgen eines Schlaganfalls.

Neben Ludwig Dehios *Gleichgewicht und Hegemonie* ragen die Publikationen zweier Männer heraus, die dem Nationalsozialismus nahegestanden hatten. Der Historiker und Meinecke-Schüler Otto Westphal hatte in seiner kurz nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen, universalgeschichtlich angelegten *Philosophie der Politik* noch daran festgehalten, daß die Mächte des materialistischen Imperialismus Deutschland zwar besiegt hätten, doch »mit ihrem Willen, uns zu vernichten, erhoben sie uns«. Trotzig bekundete er: »Wir halten fest an dem Sinn unseres Widerstandes.« Später wurde er Anhänger des Nationalsozialismus und propagierte ihn als starke, defensive Macht, die angetreten war, ein deutsches Lebensgesetz aufrechtzuhalten und »physische Gegebenheiten nicht mehr spirituellen Dogmen« aufzuopfern, wie sie in den »Menschen- und Bürgerrechten der amerikanischen-französischen Revolutionen« verkörpert waren. Nun unterzog er – als erklärter »Exfaschist« – die deutsche Geschichte einer radikalen Kritik, die bis zur deutschen Romantik und den antinapoleonischen Freiheitskriegen zurückging. Er kam zu dem Schluß, »daß der Geist von 1813 wie der – andersgeartete und doch historisch verbundene – von 1870 so beschaffen war, daß die Welt mit ihm nicht im Einklang bleiben, und zugleich die Welt so, daß sie ihn einkreisen und vernichten mußte«. West-Europa und West-Deutschland blieb, um nicht von Asien vereinnahmt zu werden, nur übrig, den materiellen Sieg der USA und sich selbst als amerikanische Provinz zu akzeptieren. Die Wiederherstellung eines deutschen Einheitsstaates und die Rückkehr der deutschen Ostprovinzen hielt er für einen schönen Traum, der durch glückliche Fügungen erfüllt werden mochte, aber als operatives Ziel unrealistisch war. Immerhin hatte er die politisch-historischen Umstände, denen er sich beugte, benannt und beschrieben.

Nicht ganz so hoffnungslos betrachtete der Publizist Giselher Wirsing die Situation. Vor 1933 hatte er als eine Art Wunderkind dem »Tatkreis« um Hans Zehrer angehört und mit erst 24 Jahren im Buch *Zwischeneuropa* das Konzept einer deutschen Außenpolitik entwickelt, das über den »statischen Patriotismus« der Nationalstaaten hinausging. Über die lebensbedrohliche Gefahr, in der Deutschland seit Kriegsausbruch schwebte, gab er sich keinen Illusionen hin. Die einzige Chance bestand für Deutschland darin, ihn als Einigungskrieg Europas zu führen, das sich gleichermaßen dem amerikanischen »Einheitsmenschen« und dem östlichen »Massenmenschen« entgegenstellen mußte. Nun bejahte er das Bündnis Europas mit Amerika, um die Sowjetunion abzuwehren, doch unterschied er zwischen Strategie und Taktik. Sein langfristiges Ziel bestand darin, die »beiden großen Weltofferten, *the American way of life* und den russischen Bolschewismus«, zurückzuweisen und eine europäische Identität zu bewahren. Das setzte einen politischen Willen voraus.

Der aber war nur noch rudimentär vorhanden. Aus der Schuldtranszendenz wurde eine politische Programmatik abgeleitet, die eine neue Variante der politischen Romantik darstellte. Deutschland, verkündete Alfred Weber, dürfe keine eigenen Machtansprüche mehr formulieren, seine Außenpolitik müsse eine »nicht nur deutsche, sondern europäische, ja weltallgemeine Politik sein«. Dies sei kein Verzicht auf nationales Eigeninteresse, vielmehr seine bestmögliche Vertretung, wie auch »unsere innere Umformung und Umwandlung« keine Selbstaufgabe und Unterwerfung war, sondern »dort einsetzte, wo unsere Selbstentfremdung vom früheren freien deutschen Menschen eintrat«. Das war bestenfalls eine Ästhetisierung der jüngsten Geschichte und lief auf die Empfehlung hinaus, sich dem US-Hegemon freiwillig zu unterwerfen. Sie wurde akzeptiert, weil sie den Deutschen die Erlösung von den politischen Überanstrengungen der Vergangenheit versprach und durch einen ungeahnten Massenwohlstand beglaubigt wurde. Allmählich hat die politische Abstinenz aber dahin geführt, daß mit seinem Wohlstand auch Deutschland selbst als »weltallgemeines« Eigentum begriffen worden ist und die nationale Existenzfrage, der man sich enthoben glaubte, sich mit neuer Wucht stellt.

Ludwig Dehio:  
*Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, Krefeld 1948.

Otto Westphal:  
*Philosophie der Politik. Einheiten und Mächte der Universalgeschichte*, München 1921.

Giselher Wirsing:  
*Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft*, Jena 1932.

Ders.: *Das Zeitalter des Ikaros. Von Gesetz und Grenzen unseres Jahrhunderts*, Jena 1944.

Ders.: *Schritt aus dem Nichts. Perspektiven am Ende der Revolutionen*, Düsseldorf Köln 1951.

Alfred Weber: *Haben wir Deutschen nach 1945 versagt? Politische Schriften*, Hg. Christa Dericum, München 1979.

Thorsten Hinz: *Die Psychologie der Niederlage. Über die deutsche Mentalität*, Berlin 2010.

Ders.: *Literatur aus der Schuldkolonie. Schreiben in Deutschland nach 1945*, Schnellroda 2010.

# Die letzten Preußen

von Erik Lehnert

Die Frage, ob Preußen nach 1945 eine Alternative war, läßt sich auch aus der Rückschau nicht leicht beantworten. Mit Preußen verbinden sich zu unterschiedliche Assoziationen, als daß sofort klar wäre, was damit gemeint ist. Die Bandbreite reicht vom geographischen Begriff über den umstrittenen, aber einzigartigen Staat bis zu den vielgepriesenen preußischen Tugenden. Unmittelbar nach Kriegsende war klar, daß es weder das eine noch das andere jemals wieder geben würde. Noch vor der offiziellen Auflösung Preußens durch die Alliierten 1947 schaltete sich Konrad Adenauer in die damals noch offene Hauptstadtfrage ein: »Wir im Westen lehnen vieles, was gemeinhin ›preußischer Geist‹ genannt wird, ab. [...] Wer Berlin zur neuen Hauptstadt macht, schafft geistig ein neues Preußen.« Davor hatten sowohl die CDU, die unter Adenauer Deutschlands Geschicke der nächsten Jahre bestimmen sollte, als auch die Alliierten offenbar große Angst.

Daß man Preußen nicht nur von der Landkarte tilgen wollte, sondern auch den Geist bekämpfte, zeigt, daß von ihm eine nicht zu unterschätzende Wirkung ausging. Der Aufstieg dieses kleinen Staates in der Mitte Europas zur Großmacht hatte die Welt in Atem gehalten. Preußen wurde deshalb mit einer Mischung aus Abscheu, Furcht und Bewunderung betrachtet. Ernst von Salomon hat auf diese alliierte Gefühlslage indirekt reagiert, indem er auf die Frage nach seiner Staatsangehörigkeit antwortete: »Ich bin ein Preuße. Die Farben meiner Fahne sind schwarz und weiß. Sie deuten an, daß meine Väter für die Freiheit starben und fordern von mir, nicht nur bei hellem Sonnenschein, sondern auch an trüben Tagen ein Preuße zu sein. Dies ist nicht immer einfach.« Damit war klar, daß Preußen mehr war als ein Staat, den man abschaffen konnte. Das Bekenntnis zu Preußen hatte etwas Überzeitliches, Transzendentes, das für die pragmatischen Amerikaner nur schwer nachvollziehbar war.

Salomons Bestseller *Der Fragebogen* erschien im März 1951. Wenige Wochen zuvor hatte ein anderer Preuße, Hans-Joachim Schoeps, seiner

Ernst von Salomon:  
*Der Fragebogen*,  
Hamburg 1951.

Hans-Joachim Schoeps:  
*Die Ehre Preußens*,  
Stuttgart 1951.

Überzeugung Luft gemacht: »Allmählich begann mir das Schweigen über Preußen die Kehle zuzuschnüren. Da beschloß ich zu reden. Am 18. Januar 1951, dem 250. Geburtstag des preußischen Staates, war für mich der Anlaß gekommen, da dieses Datums nirgendwo öffentlich gedacht wurde.« Schoeps ließ Plakate drucken und lud zum Vortrag »Die Wahrheit über Preußen« ins Audimax der Universität Erlangen, wo er seit 1947 Professor für Geistesgeschichte war.

Der Vortrag wurde ein großer Erfolg. Ein Augenzeuge spricht von unglaublichen 1500 Zuhörern. Die Druckausgabe des Vortrags unter dem Titel *Die Ehre Preußens* verkaufte sich zehntausendfach. Offenbar hatte Schoeps mit seinem Vortrag und dem Lob des Staates Preußen eine Stimmung getroffen, die sich sonst nicht öffentlich artikulieren konnte. Schoeps schloß seinen Vortrag mit einer Forderung, die damals vermutlich nicht so aus dem Rahmen fiel, wie es heute vielleicht scheinen mag. Er gab der Hoffnung auf die »Wiedervereinigung Westdeutschlands mit Mitteldeutschland« Ausdruck, betonte aber, daß diese Hoffnung einschliesse, daß »auch der Tag kommen wird, an dem – wenn schon nicht schwarzweiße, so doch – deutsche Fahnen wieder wehen werden über Stettin und Breslau, Danzig und Königsberg. Denn erst die territoriale Wiederherstellung Preußens wird die Einheit Deutschlands sein!«

Diese Aussage verband er mit einer Abgrenzung zu »extremen Rechtsparteien mit undurchsichtigen Hintergründen und verantwortungslosen Schlagwortparolen«, womit vermutlich die Sozialistische Reichspartei gemeint war, die 1952 verboten wurde. Schoeps wollte damit andeuten, daß es für seine Haltung keine politische Heimat gab. Er konnte diese Position glaubhaft vertreten, ohne als Extremist abgestempelt zu werden, weil ihn ein besonderes Schicksal mit Preußen verband. Schoeps, 1909 in Berlin geboren, war Jude und deshalb 1938 nach Schweden emigriert.

Und er war bei der ersten Gelegenheit nach Deutschland zurückgekehrt. Der promovierte Religionswissenschaftler konnte sich mit seinen Arbeiten aus dem Exil in Erlangen habilitieren und erhielt dort einen eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhl für Religions- und Geistesgeschichte. Seine Vita nutzte ihm bei seinem Einstehen für Preußen, machte ihn jedoch nicht immun gegen Angriffe, die ihn als Militaristen beschimpften.

Wie er in seinen Lebenserinnerungen angibt, erreichten ihn nach dem Vortrag zahlreiche Briefe, die ihn in seiner Auffassung von der Aktualität Preußens bestärkten. Dieser Erfolg bewog Schoeps, auch politisch aktiv zu werden. Er hoffte die Resonanz, die sein Vortrag gefunden hatte, in eine politische Alternative zu überführen: Die Bundesrepublik sollte sich an Preußen orientieren und nach seinem Vorbild reformieren. Frank-Lothar Kroll hat bei Schoeps drei »unmittelbar politische Zielvorgaben« ausgemacht: die Erneuerung der preußischen Idee, das Plädoyer zugunsten der monarchischen Staatsform sowie die Wiedererrichtung des Staates Preußen. Hinzu kommen noch die mittelbar mit dem preußischen Vorbild in Zusammenhang stehenden Forderungen nach einer Wahlrechtsreform und einer staatspolitischen Elitenbildung. Damit war ein Programm vorgegeben, das durchaus als Alternative zur real existierenden BRD zu verstehen war und für das wohl zu keinem Zeitpunkt eine realistische Chance auf Verwirklichung bestand. Die Wiedererrichtung des preußischen Staates war unmöglich, solange der Eiserne Vorhang bestand und Preußen zwischen vier Staaten aufgeteilt war. Preußen hatte bereits nach dem Ersten Weltkrieg Gebietsverluste hinnehmen müssen. Seitdem trösteten sich nicht wenige, unter anderem Rathenau, mit dem polnischen Beispiel: Polen habe mehr als 100 Jahre auf die Wiedererrichtung warten müssen. Auch Schoeps verwies 1969 darauf: Polen »blieb am Leben, weil seine Staatsidee lebendig blieb. Die [preußische] Staatsidee [...] ist älter als die heutigen Not- und Zufallsgebilde auf dem Boden des Deutschen Reiches. Sie wird sie überleben, denn Preußen muß sein.«



*Preußen, jugendbewegt; Umschlag für einen Sammelband von Schoeps, 1955.*

Frank-Lothar Kroll: *Geistesgeschichte in interdisziplinärer Sicht. Der Historiker Hans-Joachim Schoeps*, in: ders.: *Das geistige Preußen. Zur Ideengeschichte eines Staates*, Paderborn 2001, 219–240.

Hans-Joachim Schoeps: *Die letzten dreißig Jahre. Rückblicke*, Stuttgart 1956.

Frank-Lothar Kroll: *Hans-Joachim Schoeps und Preußen*, in: *Wider den Zeitgeist. Studien zum Leben und Werk von Hans-Joachim Schoeps (1909–1980)*, Hildesheim 2009, 105–137.

# Konservative Sammlung

Aus Sorge und Verantwortung für die Zukunft des deutschen Volkes haben sich Männer und Frauen aus allen Teilen Deutschlands zur KONSERVATIVEN SAMMLUNG zusammengefunden.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** fördert und verbreitet konservatives Ideengut in Wort und Schrift. Sie füllt eine im politischen Leben der Bundesrepublik bisher bestehende Lücke aus und schafft vielen politisch Heimatlosen, denen es um Wahrung deutscher Geschichte und Tradition zu tun ist, eine öffentliche Plattform. Den aus den Pervertierungen der Revolutionen von 1789 und 1917 abgeleiteten Bestrebungen, die auf die Zerstörung der bestehenden Rechtsordnungen hinarbeiten, soll die konservative Position entgegengestellt werden.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** bejaht den Machtcharakter des Staates zur Schaffung und Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, weil sie in der gerechten Ordnung des Staates einen göttlichen Auftrag sieht. Die KONSERVATIVE SAMMLUNG wendet sich gegen die heute in Mode gekommene zersetzende Theologie.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** fordert auf, Stellung zu nehmen gegen eine einseitige Verzichtspolitik gegenüber den Staaten des Warschauer Paktes (sog. „sozialistisches Lager“) und bestreitet jeder deutschen Regierung das Recht, die Oder-Neiße-„Grenze“ anzuerkennen, ohne daß vorher das deutsche Volk die Möglichkeit erhält, in einer solchen schwerwiegenden nationalen Schicksalsfrage durch Plebiszit seinen Willen kundzutun.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** hält es für notwendig, daß bewußt zersetzende Kritik an der Bundes-

wehr nicht länger schweigend hingenommen wird, ferner, daß der Auflösung von Hochschulen und Universitäten durch angebliche Reformen unter dem Schlagwort der Demokratisierung Einhalt geboten wird. Hingegen werden positive Reformen der Ausbildungswege bejaht.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** tritt ein für die Umwandlung des Bundesrates in ein echtes Oberhaus, das größere Unabhängigkeit von den Parteien haben soll und die Bildung politischer Nobilität ermöglichen kann. Sie wünscht ferner, daß der Bundespräsident durch die Bürger direkt gewählt wird, um dieses Amt den parteipolitischen Willkürkompromissen und Zufallsmehrheiten zu entziehen.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** fordert Maßnahmen gegen die dem Artikel 5 des Grundgesetzes widerstrebende Manipulation von Presse, Rundfunk und Fernsehen durch einseitige tendenziöse Berichte seitens aller radikalen Kräfte, in der augenblicklichen Situation hauptsächlich derer von links.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** verurteilt die Vergabe des Wahlrechts an die heranwachsenden Achtzehnjährigen als staatspolitisch verantwortungslos. Sie wünscht aber eine Reform des Wahlrechts, die der Ungleichheit der politischen Verantwortung und Kompetenz Rechnung trägt.

**DIE KONSERVATIVE SAMMLUNG** leistet Widerstand gegen die aufsteigenden Tendenzen des gegenwärtigen Zeitgeistes, vor allem gegen das einseitig nur auf materielle Güter gerichtete Wohlstandsdenken, dem gegenüber sie an das einstige preußische Staatsethos erinnert.

Berlin, 18. Januar 1970

gez.

**Prof. Dr. H. J. Schoeps**

KONSERVATIVE SAMMLUNG,  
28 Bremen 1, Postfach 1573  
Bankverbindung: Bankhaus  
Martens & Weyhausen, Bremen,  
Kto. Nr. 37379

*Preußen, letztes Aufgebot:  
Anzeige der Konservativen  
Sammlung, 1970*

Hans-Joachim Schoeps:  
*Das andere Preußen,*  
Stuttgart 1952.

Ders.: *Kommt die  
Monarchie? Wege zu  
neuer Ordnung im  
Massenzeitalter,* Ulm 1953.

Hans-Christof Kraus:  
*Eine Monarchie unter  
dem Grundgesetz?, in:  
Souveränitätsprobleme  
der Neuzeit. Freundesgabe  
für Helmut Quaritsch  
anlässlich seines 80.  
Geburstages,* Berlin,  
2010, 43–69.

Deshalb richtete Schoeps sein Hauptaugenmerk immer auf die Erneuerung der preußischen Idee. Ihr dienten nicht zuletzt die Werke von Schoeps zur preußischen Geschichte. Schoeps hatte im schwedischen Exil begonnen, sich wissenschaftlich mit Preußen zu beschäftigen. Dabei hatte er das »andere Preußen« als das eigentliche Preußen entdeckt. Das »andere Preußen« war formal das von Friedrich Wilhelm IV., die in sich gekehrten Jahre um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damit bezog sich Schoeps jedoch auf die eigentliche, überzeitliche Idee Preußens, die er im vorbildlichen Rechtsstaat, der pflichtbewußten Beamtenschaft, der edlen Einfachheit, dem »preußischen Sozialismus« und der preußischen Toleranz verwirklicht sah. Das waren Errungenschaften, die auch nach 1945 vorbildlich und zustimmungsfähig waren (wenngleich das im Wirtschaftswunderland zunehmend schwieriger werden sollte). Schoeps wollte zeigen, daß Deutschland nicht umerzogen werden mußte, wie die Alliierten behaupteten, sondern sich nur seiner preußischen Wurzeln zu besinnen brauchte.

Den ersten konkreten Schritt unternahm Schoeps in der Frage der monarchischen Staatsform. Von deren Wiedereinführung versprach er sich nicht nur ein Signal für die preußische Gesinnung, sondern auch eine Stabilisierung der Demokratie. »Aber könnte die Krone nicht gerade in das Vakuum eintreten, das die durchtechnisierte Industriegesellschaft aus sich heraus nicht ausfüllen kann?« Hinzu kam, daß er den damaligen Chef des Hauses Hohenzollern, und damit Thronprätendenten, kennengelernt hatte.

Der hatte sich verhalten positiv zu den Plänen Schoeps' geäußert. Diesem schwebte eine neutrale Instanz vor, die über den Interessengruppen stehen und damit für soziale Gerechtigkeit sorgen sollte. Schoeps sprach ausdrücklich vom »sozialen Königtum«, wie es den preußischen Sozialkonservativen (Hermann Wagener) vorschwebte. Er fragte bei dem Staatsrechtler und Schmitt-Schüler Ernst Rudolf Huber um eine Stellungnahme an, ob eine Restauration rechtlich überhaupt möglich sei. Dessen Antwort war eindeutig: Die Monarchie ist demnach nie eine realistische Alternative gewesen. Die Hürden für eine solche Änderung des Grundgesetzes wären nur im Zuge der Wiedervereinigung zu nehmen gewesen, wenn es eine neue, monarchische Verfassung gegeben hätte. Schoeps unternahm noch verschiedene Schritte und versammelte mehrfach zahlreiche Interessenten zu monarchistischen Zusammenkünften, ohne daß sich daraus etwas ergeben hätte. Bereits Ende 1953 stellte er seine Bemühungen in dieser Richtung ein.

Dafür dachte er auf den anderen Feldern weiter. Schoeps war der Auffassung, daß sowohl die Elitebildung als auch die Partizipation des Wählers in der Massendemokratie ein Problem ist, das noch am ehesten zu lösen sei. 1958 veröffentlichte er das Buch *Konservative Erneuerung*, in dem er die »Probleme der Elitebildung in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft« thematisierte und nach Ordnungsmöglichkeiten suchte. Er diskutiert das Plural- oder Qualitätswahlrecht, um es schließlich zu verwerfen und an den einzelnen zu appellieren, sich in den politischen Willensbildungsprozeß einzubringen. 1971 geht er einen Schritt weiter und zeigt sich von der Notwendigkeit des Pluralwahlrechts überzeugt: als Schutz der Demokratie vor sich selbst, vor Demagogie und Tyrannei der Masse.

Jedoch: »Ihre praktische Durchsetzung halte ich derzeit für ausgeschlossen.« Weiterhin plädierte er bereits 1958 für die Einführung eines Zweikammersystems, das so oder in ähnlicher Form immer wieder als mögliche Reform der Parteienoligarchie empfohlen wird und natürlich ebenso undurchsetzbar ist. Beides war ein preußischer Angriff auf die Gleichheitsideologie, den Schoeps durch die Erziehung einer staatspoliti-



schen Elite zum Erfolg führen wollte. Nur so könne sich außerhalb der Parteien eine politische Elite bilden und »von den Voraussetzungen der Demokratie her wieder eine staatsbewußte Führungsschicht zustande« kommen.

Hatte es schon in den fünfziger Jahren vereinzelt Widerstand gegen seine Auffassungen gegeben, so war dies nach dem Epochenjahr 1968 in wesentlich stärkerem Maße der Fall. Das veranlaßte Schoeps, sich ein letztes Mal politisch zu engagieren. Er gründete die »Konservative Sammlung«, die sich allerdings bald wieder auflöste. Im Rückblick nannte er das den »Versuch einer konservativen Sammlung oder die fehlende politische Chance«.

Der Versuch galt der Suche nach einer konservativen Opposition zu der gegenwärtigen Gesellschaft, der er den Untergang prophezeite: »Autorität, Zucht, Disziplin, Herrschaft sind aber unverzichtbare Momente gesellschaftlicher Gliederung überhaupt. Man kann sie nicht durch absurde Gleichheitsforderungen vergesellschaften oder durch Majorisierung nach Kopffzahlen unter der Devise demokratischer Mitbestimmung abschaffen wollen.« Das hieße den Staat abschaffen. Der Konservative denke aber vom Staat aus.

Im November 1969, bei der Gründungsveranstaltung der Konservativen Sammlung, ging es nicht nur um den Staat, sondern auch um die Möglichkeiten einer rechten Partei: »Sollte es innerhalb der CDU zu einer Spaltung linker und rechter Kräfte kommen, liegen hier Ansätze zu einer politischen Rechtspartei, die klare Fronten schaffen könnte.« Aber darauf wartete auch Schoeps vergeblich. Eine Anzeigenkampagne, mit der die Konservative Sammlung in der Springerpresse (*Welt*, *WamS*, *Bild*) vorgestellt wurde, brachte Ernüchterung. Aus den 6,2 Millionen Lesern dieser Zeitungen kamen 600 bis 700 Zuschriften. »Damit ist mit Einschränkungen klipp und klar der Beweis erbracht worden, daß eine konservative Bewegung niemals mehr eine Massenbewegung werden kann.« Die Konservative Sammlung war ein letztes Aufbäumen der Konservativen. Schoeps sah darin weniger die Möglichkeit konkreter Einflußnahme auf die Politik. Er wollte das Schlimmste, den Untergang des Staates, verhindern und ein Bekenntnis ablegen: »Berufung auf den Staat Preußen, die Institution eines Oberhauses und Elitebildung durch ein pluralistisches Wahlverfahren«. Diese Ideen sollten nicht in Vergessenheit geraten.

In einem gewissen Rahmen ist ihm dies gelungen. Allerdings weniger mit seinen politischen Aktionen als mit seinen Büchern, von denen *Preußen. Geschichte eines Staates* (1966) ein Bestseller wurde, der sein Ziel erreichte, die »abenteuerlichen Vorstellungen« über Preußen zu zerstreuen. Die preußische Idee blieb auch virulent, weil sich andere ihrer annahmen. Zu ihnen gehört auch Hans-Dietrich Sander, der bei Schoeps promoviert hatte und Preußen gegen die katholischen Vorbehalte, wie sie etwa bei Carl Schmitt zu finden sind, in Schutz nahm. Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß es unmittelbar nach dem Tod von Schoeps 1980 zu einer kleinen Preußen-Renaissance, mit einer großen Ausstellung in Berlin, die von zahlreichen Publikationen begleitet wurde, kam. Doch wurde die politische Ebene hier fast völlig ausgeblendet.

Preußen als Alternative stand zunehmend die Teilung Deutschlands im Wege, die sich bis zum Mauerfall immer weiter vertiefte, so daß es Wolfgang Venohr scheinen konnte, als ob die »roten Preußen« der DDR das preußische Erbe angetreten hätten. Nach der Wiedervereinigung wurde Berlin, begleitet von zahlreichen Kompromissen, wieder zur Hauptstadt, ohne daß damit ein Besinnen auf die preußischen Wurzeln verbunden gewesen wäre. Als im Mai 1996 der Versuch unternommen wurde, Berlin und Brandenburg zu einem Bundesland zu vereinen, tauchte kurzzeitig die Idee auf, das Ganze Preußen zu nennen. Bekanntlich scheiterte der Versuch. Seit einigen Jahren ist, nach der einhelligen Verdammung Preußens, eine Entspannung festzustellen, insbesondere seitdem der Bestseller von Christopher Clark auch in Deutschland begeisterte Aufnahme fand. Negativ gewendet bedeutet diese neue Gelassenheit, daß von Preußen keine Gefahr mehr ausgeht, es muß nicht mehr bekämpft werden. Aus der politischen Alternative, die sie bei Hans-Joachim Schoeps noch war, ist wieder eine Idee geworden. Trotz allem ist Preußen immerhin als Idee am Leben geblieben und kann weiterhin als Maßstab gelten, an dem die Realität der Bundesrepublik gemessen werden muß. Es ist jedem freigestellt, sich daran zu orientieren.

Hans-Joachim Schoeps:  
*Konservative Erneuerung*,  
Stuttgart 1958.

Ders.: *Das Pluralwahlrecht. Eine historische Studie* (1971), in: ders.: *Ein weites Feld. Gesammelte Aufsätze*, Berlin 1980, S. 345–357.

Ders.: *Ja-Nein-und Trotzdem. Erinnerungen, Begegnungen, Erfahrungen*, Mainz 1974.

Hans-Joachim Schoeps:  
*Preußen. Geschichte eines Staates*, Berlin 1966.

Hans-Dietrich Sander:  
*Preußen – Die Polis der Neuzeit. Eine staatsphilosophische These*, Göttingen 1986.

Wolfgang Venohr:  
*Die roten Preußen. Aufstieg und Fall der DDR*, Frankfurt a.M./Berlin 1992.

Christopher Clark:  
*Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947*, München 2007.

## Die Gaullisten

von Karlheinz Weißmann

Am 31. Mai 1963 fand ein zweites oder drittes »Ammerländer Gespräch« auf dem Besitz Caspar von Schrenck-Notzings am Starnberger See statt. Es handelte sich dabei um den informellen Gedankenaustausch eines kleinen Kreises unabhängiger konservativer Intellektueller. Vorbereitet wurde die Tagung durch Schrenck-Notzing und Armin Mohler. Beide hatten seit Anfang der fünfziger Jahre Kontakt zueinander, der auch nicht abriß, nachdem Mohler als Korrespondent verschiedener schweizerischer und deutscher Blätter nach Paris gegangen war. Bei allen Differenzen im Detail gab es zwischen Schrenck-Notzing und Mohler einen Konsens: Es sei nötig, die eingefahrenen Gleise zu verlassen. Man müsse endlich mit der Vorstellung brechen, daß eine Restauration – der Hohenzollern, der Habsburger, Preußens, des Reiches, des Abendlandes – möglich sei oder man sich darauf verlassen könne, daß das »Ende der Ideologien« schon alle weltanschaulichen Konflikte von selbst regeln werde.

Das Ammerländer Gespräch sollte einer Klärung der eigenen Stellung im Grundsätzlichen dienen. Sie fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. In seinem Vortrag über »Die politische Rechte in der industriellen Gesellschaft« sagte Mohler: »Für mich gibt es durchaus noch die Scheidung in ›rechts‹ und ›links‹. Daß es eine solche Scheidung nicht mehr gebe, ist eine optische Täuschung bei Leuten, welche die mit diesen Wörtern bezeichneten Grundhaltungen mit deren vorübergehenden sozialen oder ideologischen Fixierungen verwechseln. Statt ›rechts‹ könnte man auch ›konservativ‹ sagen. Dieses Wort ist aber wohl auf lange hinaus nicht mehr verwendungsfähig. Das zeigt sich an zweierlei. Erstens weckt es keinen Haß mehr. Zweitens ist es von der Linken mit Erfolg zur Etikette jener Mehrheit verfälscht worden, die allein von der Schwerkraft bestimmt wird. Die Rechte und die Linke sind aktive Minderheiten.« Die Linke sei fixiert auf das »Abstraktum«, die Rechte auf die Wirklichkeit, wissend, daß die sich ändert, aber »daß die Wirklichkeit – im Menschen wie außerhalb des Menschen – unveränderlichen Grundgesetzen unterworfen ist«. Dazu gehörte nach Mohler das Vorhandensein eines Ordnungssystems und die Zurückweisung jener liberalen oder linken Illusio-

Caspar von Schrenck-Notzing: *Wider die Gefühlspolitik*, in: *Der Monat* 14 (1962) 165, S. 56–59.

Armin Mohler: *Die fünfte Republik. Was steht hinter de Gaulle?*, München 1963.

nen, die an die Verheißungen der natürlichen Güte und Gleichheit des Menschen Glauben machten. Gerade in der technischen Gesellschaft seien Hierarchie, Institution und Elite unverzichtbar.

Mit solchen Vorstellungen stand Mohler jenen Etatisten nahe, die sich am Ende der Ära Adenauer neu zu sammeln begannen. Es handelte sich vor allem um Universitätslehrer wie Arnold Gehlen und seinen Schüler Hanno Kesting, und dann um Carl Schmitt und dessen Anhänger, die sich gerade in der Zeitschrift *Der Staat* ein renommier-tes Organ geschaffen hatten, und mit Ernst Forsthoff oder Werner Weber über einflußreiche akademische Sprecher, mit Roman Schnur oder Helmut Quaritsch über Begabungen im Nachwuchs verfügten. Allerdings war man hier an praktisch-politischer Wirksamkeit weniger interessiert und auch nicht an der Frage, wie unter den Bedingungen der Bundesrepublik eine Umsetzung der eigenen Ideen zu denken sei. Auf diese Frage konzentrierte sich die Aufmerksamkeit Mohlers und Schrenck-Notzings. Von letzterem stammt die Feststellung, daß man dem wachsenden Einfluß der Linken entgegentreten und den Kulturkampf aufnehmen müsse: Der »Prozeß der zunehmenden Manipulierbarkeit der politischen Sphäre ist irreversibel«. Man könne darüber klagen und von einer organischen Gesellschaft träumen, aber das führe zu nichts, die Konservativen müßten ihrerseits lernen, das »psycho-technische Schaltbrett« zu bedienen.

Schrenck-Notzing und Mohler sahen im Gaullismus ein denkbares Modell, um diese Aufgabe zu bewältigen. Man muß sich allerdings darüber klar sein, daß ein »deutscher Gaullismus« nicht einfach als Kopie des französischen gedacht war – schon deshalb nicht, weil Mohler, der damals als einer der führenden Frankreichexperten galt, eine durchaus kritische Haltung zur Person des General-Präsidenten einnahm. Die hatte auch mit dessen Politik bei Kriegsende zu tun, der Deckung, die er den Kommunisten und den Massakern der *épuration* geboten hatte, seiner verfehlten Wirtschaftspolitik; kaum eine Rolle spielte dagegen die Doppelzüngigkeit im Fall der Algerien-Franzosen, aber die Verfassung der Fünften Republik erschien Mohler in fataler Weise zugeschnitten auf die Person des ersten Mannes, nur an einem technokratischen Staatsverständnis ausgerichtet, ohne Rücksicht auf die Kollektivseele der Nation. Wie die anzusprechen und anzuregen sei, interessierte Mohler außerordentlich, und bei seiner Rückkehr aus Paris, im Sommer 1960, war für ihn noch nicht abgemacht, daß de Gaulle es tatsächlich verstehen würde, die Franzosen aus ihrer Lethargie und Nostalgie zu reißen und jenes »nationaljakobinische« Erbe wiederzubeleben, das Frankreich in den Krisen des 19. und 20. Jahrhunderts gerettet hatte.

Jedenfalls blieb ein Ungenügen grundsätzlicher Art. Ein Ungenügen, das auch erklärt, warum Mohler dem zeitgleich entwickelten Projekt einer »Formierten Gesellschaft« so skeptisch gegenüberstand. Er glaubte eben nicht, daß es möglich sei, eine Retortenidee, auch wenn sie von *spin doctors* aus den Reihen der »Schmittisten« erdacht war und unter dem Schutz eines Wirtschaftsfachmanns – Ludwig Erhard – stand, als politische Leitlinie durchzusetzen und in den Massen zu verankern. Es mag diese Feststellung überraschen, aber Mohler teilte mit Schrenck-Notzing im Kern den demokratischen Vorbehalt gegenüber einer Elitenherrschaft. Die Entwicklung der beiden Nachkriegsjahrzehnte hatte ihrer Meinung nach deutlich werden lassen, wie wenig Vertrauen man in die bessere Einsicht der tonangebenden Kreise setzen durfte, und die Entwicklungen, die sich seit dem Mauerbau und dem Aufstieg der »Neuen Linken« anbahnten, ließen Übles ahnen, während der »einfache Mann« mindestens gesunde Skepsis gegenüber vollmundigen Versprechungen und utopischen Entwürfen an den Tag legte. Dementsprechend hielt Schrenck-Notzing 1965 fest: »In einem Briefe bemerkt der amerikanische Präsident Jefferson (1743–1826) einmal, daß die Menschen von Natur aus in zwei Parteien zerfielen, in 1. diejenige, die dem Volke mißtraue und es fürchte, die alle Gewalt aus seinen Händen nehmen und sie den höheren Klassen anvertrauen wolle; und in 2. diejenige, die sich mit dem Volke identifiziere, die in das Volk Vertrauen setze und es als den redlichsten und sichersten, wenn auch nicht gerade klügsten Verwalter des Gemeinwohls betrachte. Bis vor wenigen Jahren noch griff man im allgemeinen nicht fehl, wenn man die er-



Armin Mohler: *Was die Deutschen fürchten. Angst vor der Politik, Angst vor der Geschichte, Angst vor der Macht*, zuletzt Frankfurt a.M. 1968.

stere Partei als die konservative, die letztere (je nach dem lokalen Sprachgebrauch) als die liberale, demokratische oder radikale bezeichnete. Hin und wieder kann man bei uns Meinungen begegnen, die davon ausgehen, daß das liberale Denken freiheitlich und volkstümlich, das konservative hingegen obrigkeitlich reglementierend und elitär sei. Das Gegenteil trifft auf den heutigen Tatbestand zu, und das hat seine Gründe.«

Wenn hier in erster Linie der innenpolitische Aspekt des gaullistischen Konzepts betont wird, mag das jeden irritieren, der sich unter einem »deutschen Gaullismus« eine Tendenz vorstellt, die gegen die außenpolitische Linie der »Atlantiker« opponierte, weil sie in größerer Distanz zu den USA und engerer Kooperation mit Frankreich die Möglichkeit sah, die von Kennedy gewollte *détente* zu unterlaufen (Konrad Adenauer, Karl Theodor zu Guttenberg) oder ein »karolingisches«, also katholisches Europa durchzusetzen (Paul Wilhelm Wenger, Otto B. Roegele).



Dioskur 1; Armin Mohler, Mitte der sechziger Jahre

Diesbezüglich interessierte Mohler und Schrenck-Notzing überhaupt nur die erste Option und die auch nur, wenn man sie dahingehend umdeutete, daß es möglich sein müsse, das Ende der harten Blockkonfrontation dazu zu nutzen, das (west)deutsche Gewicht wieder ins weltpolitische Spiel zu bringen. Mohler äußerte deshalb, daß man de Gaulle entgegenkommen sollte, wenn der der Bundesrepublik ein über den Elysée-Vertrag hinausgehendes Angebot machte; er vertrat dies durchaus in dem Wissen, daß der General ein doppeltes Spiel treibe und das ökonomische Potential des Nachbarn nutzen wollte, um

die *force de frappe* zu finanzieren, aber mit dem langen Atem desjenigen, der seine eigenen Absichten letztlich zur Wirkung bringen kann.

Vor allem in seinen tagespolitischen Stellungnahmen kam Mohler immer wieder auf diesen Aspekt zu sprechen, etwa wenn es um die Frage ging, ob man die »chinesische Karte« spielen – also mit Rotchina gegen die Sowjetunion zusammengehen – oder die Unterzeichnung des Atomwaffensperrvertrags durch die Bundesrepublik verhindern sollte. Das eine wie das andere Thema war Mitte der sechziger Jahre ausgesprochen virulent, und es deutete sich eine gewisse Auflockerung der sonst fest gefügten Meinungslager an, deren Positionen noch nachhaltig durch den Kalten Krieg bestimmt waren. Es bedurfte nach Mohlers Meinung aber eines charismatischen politischen Führers – also eines deutschen de Gaulle –, der in der veränderten Situation die Chance zu einer Kurskorrektur ergreifen und gegen die Kräfte der Beharrung durchsetzen konnte.

Der einzige, der nach Lage der Dinge dafür in Frage kam, war der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß. Beide kannten sich persönlich, seitdem Mohler während der »Spiegel-Affäre« für Strauß Partei ergriffen hatte. Die Zusammenarbeit gestaltete sich besonders eng in der Phase des Rückzugs, zu dem Strauß in den Folgejahren gezwungen gewesen war. Mohler arbeitete als *ghost writer* für ihn, entwarf vor allem Reden, beriet ihn aber auch in grundsätzlichen Fragen.

Mohler vertraute nicht nur auf die Intelligenz und rhetorische Begabung von Strauß, er glaubte auch, daß er über den notwendigen Machtwillen verfügte, um die Selbstblockade der westdeutschen Politik durch die Fixierung auf die Niederlage einerseits, die Blocklogik andererseits zu überwinden. Durch das Näheverhältnis zu Strauß stand ihm eine Einflußmöglichkeit zur Verfügung, die keinem anderen Rechtsintellektuellen nach 1945 geboten wurde. Hinzu kamen noch die Perspektiven, die sich durch die Mitarbeit in den Blättern des Springer-Verlages eröffneten. Nach seinem Weggang von *Christ und Welt* (wobei seine gaullistischen Neigungen eine Rolle gespielt hatten) erhielt Mohler zuerst durch Hans Zehrer die Möglichkeit, regelmäßig für *Welt* und *Welt am Sonntag* zu schreiben. Sein

Ehrgeiz ging allerdings darüber hinaus. In Abstimmung mit Paul Schmidt-Carell, der damals zu den engsten Beratern Axel Springers gehörte, entwickelte er nach dem unerwarteten Tod Zehrsers im Oktober 1966 den Plan zu einem neuartigen politischen Magazin, das als »Tribüne des Nonkonformismus« einerseits dazu dienen sollte, der rechten Intelligenz einen »Kristallisationskern« zu verschaffen, andererseits eine stärkere Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu erzielen. Als mögliche Mitarbeiter waren Konservative jeder Färbung ins Auge gefaßt – von Wissenschaftlern wie Hans Sedlmayr und Forsthoff oder Weber, über Autoren wie Rudolf Krämer-Badoni, bis zu Journalisten wie Hans-Georg von Studnitz, Hans-Dietrich Sander und Günter Zehm – woran sich schon zeigt, daß Mohler keineswegs an ein Parteiblatt seiner Richtung dachte.

Trotzdem scheiterte der Plan für das »Deutsche Magazin«, was vor allem an der Unentschlossenheit Springers lag – ein Problem, das sich im Hinblick auf Strauß wiederholen sollte. Zwar gelang es Mohler, seinen Schüler Marcel Hepp im engsten Umkreis von Strauß, als Generalsekretär der CSU und Herausgeber des *Bayernkuriers*, unterzubringen und ihn dazu zu bewegen, die schärfste Polemik gegen den Atomsperrvertrag aus »gaullistischer« Perspektive zu schreiben, aber vor die Alternative gestellt, ob er seine politische Stellung auf Bundesebene durch einen Konfrontationskurs (der sich nach Lage der Dinge auch gegen die CDU und Teile der CSU-Führung richten mußte) riskieren wollte, entschloß sich Strauß zu moderater Anpassung. Bezeichnend ist, daß er Mohler im Vorfeld des Bundestagswahlkampfes 1969 noch bei der Veröffentlichung seines Buches zur Vergangenheitsbewältigung unterstützte, aber das Thema selbst nicht offensiv aufgreifen wollte. Am 8. Mai 1969 hatte Mohler an Strauß geschrieben: »In der heutigen Situation gibt es vier Wahlkampfthematika, die über Schulhausbausubventionen und ähnliches hinausgehen:

1. Gegen den Atomsperrvertrag
2. Gegen die »Vergangenheitsbewältigung« (Verjährungs-Frage)
3. Gegen die »Mitbestimmung«, aber für Vermögensbildung des kleinen Mannes
4. Gegen die Aufweichung der Bundeswehr

Wenn sich die CDU/CSU klar dieser vier Probleme energisch annimmt, gewinnt sie die absolute Mehrheit. Wenn sie's bloß in schwäbische Tröpfle, partiell und lau tut, bleibt's bei der Grossen Koalition. Dann ade Bundesrepublik, ade Deutschland ...« Die Antwort ließ beinahe vier Wochen auf sich warten und fiel taktierend aus. Faktisch setzte Strauß auf eine Fortsetzung der Großen Koalition und darauf, wieder Minister in einem von SPD und Union gestellten Kabinett zu werden.

Wie man weiß, ging dieses Kalkül nicht auf. Es kam der »Machtwechsel«, es kamen die »Neue Ostpolitik« und die »sozial-liberale Reformära«, Strauß zog sich nach Bayern zurück und sein Kontakt zu Mohler versandete. Es kam noch nicht zum offenen Zerwürfnis, aber trotz Mohlers höflichem Ton wußte Strauß um dessen Vorwurf im Grundsätzlichen und er war nicht der Mann, der eine dauernde Kränkung seiner Eitelkeit verzieht. Im Gefolge von '68 etablierte sich endgültig die Vorherrschaft eines linksintellektuellen Milieus, gegen das nur noch Einzelgänger Widerstand leisteten. Zu denen gehörten Mohler wie Schrenck-Notzing, ohne aber auf stärkere Resonanz hoffen zu dürfen. An Breitenwirkung – die Entstehung einer konservativen Basisbewegung wie sie sie in den sechziger Jahren erhofft hatten – war nicht mehr zu denken. Die Geschichte dieses deutschen Gaullismus ist insofern eine Geschichte des Scheiterns, man könnte auch sagen: der vergebenen Möglichkeiten.

Marcel Hepp: *Der Atomsperrvertrag. Die Supermächte verteilen die Welt*, Stuttgart-Degerloch 1968.



Dioskur 2; Caspar von Schrenck-Notzing, Mitte der sechziger Jahre

# Konservative Christen

von Harald Seubert

Kurze Zeit nur dauerte die Blüte der Zeitschrift *Neues Abendland*, einer der zentralen publizistischen Orte des christlichen Konservatismus nach 1945. In diesem Revival des *Abendland* aus den zwanziger Jahren sollte es nach den Worten ihres ersten Herausgebers, des rheinisch-katholischen Föderalisten Johann Wilhelm Naumann, um eine »Erneuerung Deutschlands aus christlich-universalistischem Geist, im Sinne echter europäischer Geisteshaltung« gehen. Deutschland müsse zur »Mater occidentalis« zurückfinden. Eine rheinische antipreußische Tendenz war bei den neuen Abendländern fast durchgehend die Grundstimmung.

Damit standen sie keineswegs isoliert, sondern konnten sie an einen europäischen Diskurs anschließen: Anglo-Katholiken wie der späte T. S. Eliot waren Inspiratoren. Politisch formierend war allerdings in erster Linie eine antibolschewistische Zielrichtung. *Neues Abendland* verstand sich als die alteuropäische, ultramontan auf Rom hin orientierte Antwort auf den Bolschewismus als die »radikalste Form der Aufklärung« und der Französischen Revolution. Das »Dogma der Offenbarung« stellte man dem aufklärerisch-säkularen »Dogma der Erfahrung« entgegen, um sichtbar zu machen, daß die vermeintliche Vorurteilsfreiheit der säkularen Welt selbst nur Illusion sei. Die politische Strategie, wie sie etwa Emil Franzel entwarf, zielte dabei auf eine transatlantische Abwehr des Bolschewismus. Einen antidemokratischen, antiparlamentarischen Affekt und die Westoption zusammenzuführen, mußte sich aber als ein kaum zu leistender Spagat erweisen.

Immer wieder kreisten die Beiträge auf den Jahrestagungen der »Abendländischen Akademie« um das Ziel, die sittliche Substanz gegen die Degeneration der Massengesellschaft zu stärken. Die Auseinandersetzung mit der säkularen Welt und dem »Verlust der Mitte« (Hans Sedlmayr) nahm, lange vor dem *aggiornamento* des 2. Vaticanums, eher die Form einer Abwehrfront gegen die moderne Welt an. Vereinzelt indes gelang es der »Abendländischen Akademie«, auch konservative Kreise der evangelischen Kirche, wie sie sich um den Bischof von Oldenburg,

Thomas S. Eliot:  
*Ausgewählte Essays.*  
1917–1947, Berlin 1950.

Wilhelm Stählin, gebildet hatten, anzuziehen. Das »Sacrum imperium« (Alois Dempf) als Orientierungsrahmen, aber auch die Liturgie und die Katholizität als Form des Abendlandes, bildeten wiederkehrende Themen der Vorträge, oft auf beträchtlichem Niveau. Die Tagung in Eichstätt im Sommer 1954 war in hochkarätiger gesamteuropäischer Besetzung dem Thema »Staat, Volk, übernationale Ordnung« gewidmet, ein Höhepunkt, von dem aus aber das Ende der Bewegung schon absehbar war. Der Konnex zu den iberischen Staaten, und damit zu den autoritären Regimen von Salazar und Franco, wurde von Exponenten des *Neuen Abendlandes* wie dem großen Juristen Ulrich Scheuner sprachmächtig betont.

Ein Beitrag im *Spiegel* und eine nachfolgende Welle von Presseberichten brachten die Abendländische Akademie unter Beschuß. Hier zeigt sich nachgerade exemplarisch ein Muster für spätere Kampagnen. Anlaß war die Augsburger Rede Heinrich von Brentanos am 10. Juli 1955, eine der ersten öffentlichen Einlassungen im neuen Amt als bundesdeutscher Außenminister, deren antibolschewistische Zielrichtung unverkennbar auf die neu-abendländische Konzeption zurückging. Dies provozierte die Skandalisierung. Vorgeworfen wurde Brentano eine »antidemokratische« Grundhaltung, die Tendenz zur Etablierung eines autoritären Regimes in der Art des Austrofaschismus, die weit in führende Kreise der CDU-Fraktion reiche.

Allerdings hatte die Erosion des *Neuen Abendlandes* auch innere Gründe. Zwar findet noch 1956 eine Tagung statt, auf der der Zusammenhang von christlichem Abendland und einer konservativen Grundhaltung betont wird (Gundlach, Stählin). Doch der Historiker Ludwig Dehio konstatierte damals auch, daß das Abendland »endgültig in den europäisch-atlantischen Integrationsbestrebungen« aufgehoben sei. Volten über die bayrisch-österreichische Sendung gegen den National-Einheits-Staatsgedanken wogen demgegenüber wenig. Hatte also Armin Mohler recht, wenn er 1962 in seinem berühmten Aufsatz im *Monat*: »Was heißt heute konservativ?« die neuen Abendländer als eine »Art Rotary-Club für Adelige« verspottete? Dies wäre zu einfach, vor allem wenn man die nach fünfjähriger Pause 1962 veranstaltete Tagung »Pluralismus, Toleranz und Christenheit« Revue passieren läßt, die einen kontroverseren Disput entfaltete, als vordem üblich. Teilnehmer waren unter anderem Ramon Pannikar, Joseph Lortz, aber auch Max Müller, Arnold Bergstraesser und auch Arnold Gehlen. Debattiert wurden die Pathologien des Abendlandes angesichts der Moderne, aber auch die Frage nach Europa und der Zukunftsbedeutung christlicher Mission, Pluralität und Pluralismus. Modern gesprochen, standen Fragen der Interkulturalität auf der Agenda. 1966 wurden die Tagungen stillschweigend eingestellt.

Außerhalb des engeren Kreises, der sich um das *Neue Abendland* gebildet hatte, lebte, was man abendländische Problematik nennen könnte, als kulturdiagnostische Fragestellung in den während der fünfziger und sechziger Jahre höchst einflußreichen Rundfunk-Nachtprogrammen weiter. Hier lagen ästhetische Avantgarde, Diagnose der Moderne-Pathologien und eine zunehmende Faszination angesichts der »Eisernen Gehäuse« der Technik im Streit –, eine Spannung, die sich auch im Herzen des Konservatismus vollzog. Ebenso bemerkenswert ist, daß sich die Diagnosen christlicher Konservativer oft nur graduell von anderen Positionen unterschieden.

Mission in die moderne Welt, die Wiedererweckung der christlichen Frage blieb freilich ihr eigentliches Proprium. Die besten Geister des christlichen Konservatismus waren sich bewußt, daß dies unter den gegebenen Umständen auch eine »Schleifung der Bastionen« (H. U. v. Balthasar) bedeuten müsse, die schrittweise Anerkennung der Demokratie, wofür die Katholische Soziallehre in ihrer ganzen Bandbreite ein wichtiges Bindeglied wurde. Helmut Schelsky sprach 1957 davon, daß die Vermittlung der christlichen Heilsidee in der modernen Welt die Teilnahme an den »sozialen Verhaltensgesetzmäßigkeiten« dieser Moderne erfordere. Das Votum fand naturgemäß eher im Protestantismus Resonanz. Insofern man es aber auch katholischerseits ernstnahm, bedeutete es das Plädoyer für die Ablösung von dem romantischen, in theokratische Visionen zurückweisenden abendländischen Gestus.

Alois Dempf: *Sacrum imperium. Geschichts- und Staatsphilosophie des Mittelalters und der politischen Renaissance*, München 1929, zuletzt Darmstadt 1973.



Athena, Ecclesia; Emblem der Zeitschrift *Neues Abendland*

Armin Mohler: *Warum nicht konservativ?*, in: ders.: *Von rechts gesehen*, Stuttgart 1974, S. 36–42.

Hans Urs von Balthasar: *Schleifung der Bastionen. Von der Kirche in dieser Zeit*, Einsiedeln 1953.

In evangelischen und katholischen Akademien wurden in den ersten beiden Jahrzehnten der Bundesrepublik Debatten ausgetragen, die ihre Signatur wesentlich christlichen Konservativen verdankten: »Vermassung« und »Entfremdung« dominierten die Tagungsprogramme, wobei in katholischen Akademien die »Tragödie eines Humanismus ohne Gott« (Lubac) und der Topos des Katechontischen, der »aufhaltenden Mächte«, nach Carl Schmitt immerhin das einzig mögliche christliche Geschichtsbild, einen eigenen Akzent setzten. Von besonderem Interesse scheint die Einsicht, daß eine (überkonfessionelle) christliche Elitebildung, gleichsam als Widerlager gegen die divergierende plurale Moderne, zu schaffen sei. Mit dem Ende der fünfziger Jahre entschärften und entdifferenzieren sich die Positionen: Erziehung zur Demokratie, Unvermeidlichkeit der Entfremdung durch Rationalisierung, das technische Zeitalter in seiner Irreversibilität waren die neuen Akademiethemen. Hans Freyer oder auch Arnold Gehlen gaben die Tonart vor.

Führende evangelische Kirchenmänner wie Hans Schomerus, Hanns Lilje, Otto Dibelius standen in der Nachkriegszeit für die Einheit Deutschlands und für eine Rekonstruktion des deutschen Nationalstaates ein. Luther bildete noch einmal die Leitgestalt ihres Konservatismus. Bedeutende Persönlichkeiten dieser Gruppierung, wie Walter Künneth oder Alexander Evertz, dessen Traktate und Abhandlungen wie *Der Abfall der evangelischen Kirche vom Vaterland* zeitweise eine wichtige Rolle spielten, waren im Kirchenkampf und der Bekennenden Kirche profiliert aufgetreten. Eine Zäsur bedeutet die Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche vom 1. Oktober

1965, die zwar die Opferrolle der Vertriebenen betonte, zugleich aber Heimatverlust theologisch als Sühne für Unrecht und Verzicht als Gottes Gebot deutete. Die Schrift löste eine große Empörungswelle im konservativen Protestantismus aus. Doch die Kirchenleitungen, darunter Lilje, hielten an der Position der Denkschrift fest: im Rückblick ein *point of no return*.

Nach 1968 und dem Marsch auch durch die kirchlichen Institutionen ist eine konservative Orientierung zumal in der eigenen Kirche weitgehend heimatlos geworden, wie man weiß. »Die Notgemeinschaft der evangelischen Kirche« und eine Ökumene der Bekenntnisse entfalten allenfalls innerkirchliche Initiativen. Teilweise ist auch die Begründung innerer Coenakel und Konventikel ein freilich wenig überzeugender Ausweg aus der Irrelevanz.

Es war der Ansatz von Günter Rohrmoser, von Luther und Hegel her, einen neuen christlichen Konservatismus zu begründen, der die Freiheitgeschichte der Moderne bejaht, zugleich aber ihre diffundierenden Kräfte bündeln sollte. Ihn faszinierte die These seines maßgeblichen akademischen Lehrers Joachim Ritter, daß die Hegelsche Philosophie als Antwort auf die Aporetik der Französischen

Revolution, eine Ordnung der Freiheit hervorzubringen, verstanden werden müsse. Rohrmoser hat diese Hegelsche Linie im Sinne einer politisch-philosophischen Begründung konservativen Denkens jenseits der totalitären Erfahrung des 20. Jahrhunderts und im Blick auf die Religionsphilosophie des Christentums weiterzuführen versucht.

*At his best* (und dieses Beste ist bei Rohrmoser oftmals verdunkelt worden) suchte er den inneren Gehalt des christlichen Glaubens in den philosophischen Begriff zu übersetzen und damit als Grundlage eines neuen Konservatismus politisch umzumünzen. Er ging auch dabei von Hegels Diktum aus, daß das Prinzip der Moderne, nämlich die subjektive Freiheit und Würde des Menschen, zugleich das Prinzip des Christentums sei. Deshalb sind seine Intentionen keinesfalls reaktiv. In der Folge Luthers versuchte er aus den biblischen (vor allem Paulinischen) Texten das Grundkerygma des Christentums wieder freizulegen: gegen die sozial- und zivilreligiöse Verwässerung zumal des Linksprotestantismus. In diesem Horizont trägt Rohrmoser den Nietzscheschen »Tod Gottes«, die Kierkegaardsche »Verzweiflung« und Max Webers Lehre von der entzaubernden Macht der Moderne in sein Denken ein.

Öffentlichkeitswirksam war er zumindest zeitweise in den späten sechziger und siebziger Jahren, da er im Fokus von 1968 den Marxismus

Alexander Evertz: *Der Abfall der evangelischen Kirche vom Vaterland*, Velbert 1964.



CDU, noch ohne Orientierungsproblem; Wahlplakat von 1948.



als Hegel-Apostasie zu benennen wußte. Rohrmoser, eine im letzten nicht bürgerliche Gestalt, der – ohne Hegel – auch auf der Linken hätte reüssieren können, hatte, wie wenige Professoren, ein Instrumentarium, um den unaufgehobenen Hegel gegen die marxistischen Prämissen in Stellung zu bringen. Sein Denken entwickelt, wie in vergleichbarer Weise nur jenes von Robert Spaemann, überdies ein frühes Sensorium für die ökologische Krise der Moderne, und damit für einen naturphilosophisch begründeten Konservatismus, der sich den Technokraten und Pragmatikern entgegensetzt.

Günter Rohrmoser: *Der Ernstfall. Die Krise unserer liberalen Republik*, Frankfurt a.M. 1994.

Nicht ein amorphes »Wertsystem«, sondern die christlich garantierte Würde des Menschen, auch angesichts seiner Schuldverhaftung, stehen im Zentrum der Texte von Rohrmoser, und in seiner wiederholten Einforderung einer »geistigen Wende« war er damit auch christlicher Metanoia verpflichtet. Aus enger persönlicher Kenntnis kann ich auch sagen: Die philosophischen Potentiale standen zu seiner genuinen Klientel in einer schwer aufzuhebenden Spannung. Sie müssen neu formuliert und transponiert werden. Sie dürften freilich über die Wirkung, die Rohrmoser selbst (aus inneren und äußeren Gründen) beschieden waren, weit hinausreichen. Politisch setzte Rohrmoser, obwohl er am Bürgertum zweifelte und verzweifelte, auf CDU und CSU als Kern einer christlichen Kulturrevolution. Die Beratertätigkeiten für Strauß und Filbinger, aber auch seine Wirkung im Studienzentrum Weikersheim waren indes letztlich temporär. Aufgrund dieser Realität wirft gerade die Wirkung Rohrmosers noch einmal prägnant das Problem christlichen Konservatismus auf.

Günter Rohrmoser: *Kulturrevolution oder Niedergang? Sozialstaat – Bildung – Kultur*, Bietigheim 2005.

Dieser hat eine alte Genealogie, die mit der Artikulation konservativen Denkens fast gleichursprünglich ist. Edmund Burke hat bekanntlich bemerkt: »Der Mensch ist seiner Beschaffenheit nach ein religiöses Tier«; und Joseph de Maistre notierte: »In dem Maße, in dem das religiöse Prinzip alles geschaffen hat, ... hat auch das Fehlen dieses Prinzips alles zerstört«. Daß es eine bestimmte Grundaffinität christlichen Glaubens zum Konservatismus gebe, kann mit Recht behauptet werden: Die christliche Lehre vom PECCATUM, dem Schuld- und Unvollkommenheitscharakter menschlicher Natur und ihrer Geschöpflichkeit, muß an einer vorausgesetzten Ordnung festhalten, sie wird sich nicht dem progressistischen Utopismus anschließen können, der insgesamt als eine Form säkularisierter Heilsgeschichte begriffen werden darf.

Ebenso hat ein christlicher Konservatismus zweitausend Jahre – und, wenn er katholisch definiert ist, eine große politische Form im Rücken. Dies kann nichts daran ändern, daß die intellektuellen und politischen Strategeme des christlichen Konservatismus nach 1945 insgesamt wenig erfolgreich gewesen sind. Sie segelten politisch im Windschatten einer bürgerlichen christlichen Identität, hatten aber auch geistig kaum das Format und die begriffliche Trennschärfe, um zu erklären, warum die Amalgamierung des Christlichen mit dem Konservativen stimmig, nicht reaktiv und der de-rangierten Weltlage am Beginn des 21. Jahrhunderts gemäß werden kann.

Sollte dies gelingen, so wäre es in der Tat erforderlich, die Problematik des Glutkerns christlicher Religion in einer Moderne, deren Säkularisierungsgeschichte keineswegs linear verlaufen ist (man vergleiche nur Charles Taylors neues epochales Buch), neu zur Sprache zu bringen und mit der Geschichte des Konservatismus zu verschränken.

Charles Taylor: *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt a.M. 2009.

Um es deutlich zu sagen: Eine christliche Orientierung allein kann einen Konservatismus nicht tragen; und dies schon deshalb, weil sich Religion dort, wo sie bindend ist, der Funktionalisierung rigide entzieht und die Möglichkeit politischer Theologie *post Christum natum* im Sinne des Streits zwischen Carl Schmitt, Erik Peterson und – später – Hans Blumenberg besonders aporetisch ist. Apolitischer Akosmismus und das Geschichtsdenken des Katechon finden sich in unterschiedlicher Gewichtung in den historischen Spielarten des Christentums nebeneinander. Auf welchen christlichen Glauben bezieht sich der Konservative?

Die Transformation des berechtigten Kerns christlichen Konservatismus sollte aber in christlicher Strategie und Intellektualität keinesfalls außer acht gelassen werden. Ihr kerygmatischer Kern ist auch für den nachdenklichen Menschen eines »säkularen Zeitalters« eine – intellektuell rekonstruierbare – Grundlegung europäischer (und deutscher) Kultur und Humanität. Nur ein Konservatismus, der (auch) 2000 Jahre christlicher Geschichte im Rücken hat, wird das Zeitalter der Ideologien und jenes der globalistischen Technokraten überdauern.

# Technokratischer Konservatismus

von Rainer Waßner

Der Begriff »Technokratischer Konservatismus« wurde von dem Stuttgarter Politikwissenschaftler Martin Greiffenhagen geprägt, nachträglich und – unschwer zu erraten – in herabsetzender Absicht. Er bezeichnete eine Gruppe von Sozialwissenschaftlern, die sich in den sechziger Jahren, in der konsolidierten Bonner Republik, unzeitgemäße Gedanken über die moderne Zivilisation unter Anwendung auf deutsche Verhältnisse machten. Sie bildeten keine politische, weltanschauliche, organisatorische Einheit und dürften sich anfänglich weder als »Alternative«, nicht einmal als »Konservative« empfunden haben. Zwar fanden ihre Analysen ein zwispältiges Echo, doch wurden sie mit Interesse aufgenommen, keinesfalls polemisch verrissen, denn die bevorstehende Kulturrevolution verharrte noch im embryonalen Zustand.

Gemeinsam ist diesen Gelehrten (von denen im folgenden die vier markantesten vorgestellt werden), den gewaltigen Komplex aus Wirtschaft, Bürokratie, Wissenschaft, Technik und Militär, wie er sich in den Nachkriegsstaaten herausgebildet hatte, als erhaltensnotwendig und theoretisch unübergebar einzustufen; insoweit mag man sie als Vertreter einer neuen konservativen Haltung einschätzen, die nicht mehr auf die Restaurierung vormoderner Zustände baut. Der Publizist Armin Mohler brachte es 1969 auf den Punkt. »Für den Konservativen, der sich nicht in Romantizismen verlieren will, gibt es nur einen Weg, sich mit den Problemen seiner Zeit zu befassen: durch die industrielle Gesellschaft mitten durch.«

Die später einsetzende linksintellektuelle Schelte füllt heute einige verstaubte Regalmeter. Sie hat ihren Verfassern im Klima des Umbruchs Lob, Ehre, Einkommen und Titel zugeschanzt, kommt aber meist über die üblichen Vorwürfe (antiaufklärerisch, undemokratisch, prokapitalistisch und so weiter, und so fort) nicht hinaus.

Der nicht wirklich vollzogenen Auseinandersetzung liegt ein letzter, unausgesprochener und unauflösbarer Konflikt zugrunde: Kann man sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem bloßen Wollen,



*Technokratie, amerikanisch; Büro der amerikanischen Bewegung in Detroit, zu Beginn der vierziger Jahre.*

durch Umsetzung von Vorstellungen über die »richtige« Gesellschaft in radikale politisch-soziale Praxis, – nicht zuletzt mittels materieller und Herrschafts-»Techniken« – erfolgreich zum Herrn und Macher der Geschichte aufschwungen oder tragen Interventionen in das überkommene soziale und technologische Gefüge immer ein unkalkulierbares Folgerisiko für das staatliche und gesellschaftliche Leben, das aus deren Eigendynamik und Verlaufsnotwendigkeiten resultiert?

Der Leipziger Philosoph und Soziologe Hans Freyer (1887–1969) hatte 1931 eine geradezu freche geschichtsphilosophische Variante präsentiert. Seine Schrift *Revolution von rechts* stimmte in der Klage über die Negativsymptome des liberalen Kapitalismus Karl Marx vollkommen zu, um dann dessen Hoffnung auf die befreiende Tat der Arbeiterklasse durch die des »Volkes« zu ersetzen. Volksstaat und Volksgemeinschaft erschienen dem Autor als Heilmittel gegen die Entfremdungstendenzen der industriellen Welt! 1955, Freyer war nunmehr Soziologieprofessor in Münster, wandte er sich mit seinem Buch *Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* noch einmal dem Sinnverlust der Moderne zu, der durch die Vorherrschaft des instrumentellen, technologischen und ökonomischen Denkens eintrete. Zwar nahm er seine Kulturkritik an der »Reduzierung« des Menschen auf die Anforderungen des Systems nicht zurück, hielt jedoch resigniert fest, kein politisches Handeln könne mehr die grundsätzliche »Entmenschung« durch die moderne Gesellschaft überwinden. Nur noch innerhalb der »sekundären Systeme« – so bezeichnet er jetzt die Gesamtstruktur – seien gewisse Korrekturen möglich. Dazu dienten die Festigung der Nahbeziehungen, zum Beispiel in Familie und Nachbarschaft, sowie die Pflege und der Einbau kultureller Überlieferungen (die »haltenden Mächte« der sekundären Systeme). Freyer wies gleichzeitig auf die Gefahr neuer Ideologiebildungen hin. Die Undurchschaubarkeit der technischen und gesellschaftlichen Prozesse für den Laien komme einem Glauben zuzute, der Patentrezepte zur Lösung aller Probleme für möglich halte.

Hans Freyer, Johannes Chr. Papalekas und Georg Weippert (Hrsg.): *Technik im technischen Zeitalter*, Düsseldorf 1965.

Bevor Arnold Gehlen (1904–1976) im Jahre 1934 in Leipzig Ordinarius für Philosophie wurde, war er kurzzeitig Assistent von Freyer. Doch kann man kaum von einem Lehrer-Schüler-Verhältnis sprechen, und später trennte Gehlen von Freyer vor allem die Konzentration auf den anthropologischen Ansatz. Mit seinem Hauptwerk *Der Mensch* wandte sich Gehlen bleibend den empirischen Verhaltenswissenschaften zu (Soziologie, Psychologie, Biologie). Als spezifisch menschlich erkannte er ein biologisch nicht eindeutig festgelegtes, intelligentes Handeln. An die Stelle schematischer Abläufe im Tierverhalten trat die kulturelle Formung, mit der ein biologisches »Mängelwesen« seine natürlichen Umwelten gestaltet – der *homo faber*.

Helmut Klages und Helmut Quaritsch (Hrsg.): *Zur geisteswissenschaftlichen Bedeutung Arnold Gehlens*, Berlin 1994.

Mit dieser anthropologischen Grundlage gewann Gehlen ein anderes, positiveres Verständnis von »Institutionen« als Freyer (oder die Marxisten). Als verselbständigte, zu Gewohnheiten geronnene und überdauernde Formen des Handelns entlasten sie von Grundsatzentscheidungen und widmen sich in unauffälliger Weise Grundbedürfnissen, wie der Kommunikation, Fortpflanzung, Verteidigung, Bildung oder Ernährung (»Hintergrundserfüllung«). »Auf der einen Seite werden in diesen Institutionen die Zwecke des Lebens gemeinsam angefaßt und betrieben, auf der anderen Seite orientieren sich die Menschen in ihnen zu endgültigen Bestimmtheiten des Tuns und Lassens, mit dem außerordentlichen Gewinn der Stabilisierung auch des Innenlebens.« Keinesfalls also engen Institutionen uns nur ein, bedrücken sie, wengleich durch ihr »Ethos« fordernd, regulierend, disziplinierend. Im Gegenteil: Sie setzen Energien für andere

Motive als bloße Existenzfristung frei, sind die Voraussetzungen für kulturelle Höherentwicklung und Persönlichkeitsbildung. »Die Entfremdung, das ist die Freiheit.«

Als Professor der Soziologie an der Verwaltungshochschule Speyer hatte Gehlen seit 1947 Gelegenheit für zahlreiche empirische und historische Studien. Sie führten ihm die prekäre Lage der Gegenwart vor Augen. Sie sei verwundet vom Untergang der alten Institutionen: Bei »geschichtlichen Katastrophen, bei Revolutionen oder Zusammenbrüchen von Staatsgebilden oder Gesellschaftsordnungen oder ganzen Kulturen, auch bei gewaltsamer Intervention aggressiver Kulturen in friedlichere«, kam es zu Katastrophen, die sich seit 1789 »ja nur wie Gipfel auf einer dauernden, ununterbrochenen Bewegung« abzeichneten, deren explosiver Kern die Emanzipation des kritischen Bewußtseins von den Institutionen sei. Kühl diagnostizierte er die subjektiven Folgeschäden, (die »Probleme der Spätkultur«) aufgrund der Verflüssigung des Selbstverständlichen: übersteigerte Ichverhaftung, emotionale Verformungen, Verhaltensunsicherheit durch Verlust des Außenhaltes, moralische Überforderung durch permanente Entscheidungszumutungen und ausbleibende Suspendierung der Sinnfrage. Ein Heilmittel dagegen fehle, denn nur aus Nutzenkalkül entstünden keine wirksamen neuen Institutionen mehr, bestenfalls Vereine und Organisationen, die irgendwann wieder, bei fehlender Zweckerfüllung, in sich zusammensinken.

Horst Baier (Hrg.):  
*Freiheit und Sachzwang.*  
Beiträge zu Ehren Helmut  
Schelskys, Opladen 1972.

Doch kam Gehlen, unter dem Eindruck der stabilen Lage der Bundesrepublik, deren Konflikte lange Zeit ausschließlich außenpolitischer Natur gewesen waren, auch zu Einsichten in gegensteuernde Kräfte. 1956 sprach er von »unumkehrbaren Entwicklungen« im Gesamtgefüge moderner Gesellschaften und von »Pattsituationen« im Sozialen. »Die Welt ist durch die industriell-technisch-soziale Apparatur in unvorhersehbarer Weise verändert worden, und der Mensch macht die erstaunte Entdeckung, daß diese Apparatur selbst unveränderbar geworden ist.« Gehlen schienen jetzt die vorhandenen Institutionen nahezu unabhängig von instrumenteller Kritik zu arbeiten. Und er reichte 1961 die These von der »Kristallisation« nach. Der Katalog der Weltanschauungen sei durchgeblättert, eine prinzipiell neue Weltsicht auf Probleme unwahrscheinlich. Nur im praktischen Detail sei noch so etwas wie Fortschritt möglich. Dergestalt fror Gehlen die Geschichte auf einem hohen Niveau ein und verwies damit die freischwebende Intelligenz ins Glasperlenspiel. Doch die Antithese formierte sich bereits und begann wenig später ihren entschlossenen »Marsch durch die Institutionen« (Rudi Dutschke).

Der radikalen Studenten- und Intellektuellenbewegung der späten Sechziger (die Gehlen in Aachen an der TH erlebte) verdanken wir Gehlens bestbeschriebenes und politischstes Buch, das sein Lebens-Thema »Mensch und Institutionen« bündig in den universalgeschichtlichen Vergleich ethischer und moralischer Grundtypen einbringt. Dabei erörterte er eingehend den Staat als Institution, »dessen Sinn ... nur als rational organisierte Selbsterhaltung eines geschichtlich zustandekommenen Zusammenhangs von Territorium und Bevölkerung bestimmt werden kann.« Für den Staat gilt wie für jede Institution, daß er im Laufe der Geschichte immer mehr und neue Aufgaben in sich aufgesogen hat, dessen neuzeitlich wichtigste die »Neutralisationsebene gesellschaftlicher Konflikte« ist. Diese Aufgaben überlagerten allmählich seine Sicherheitsfunktionen und bedeuteten unser Tage »die Auslieferung der staatlichen Entschließungen an die Bedingungen des Wirtschaftens schlechthin«. Darüber ginge der ihm wesentliche Herrschaftscharakter immer mehr verloren, er verliere seine Souveränität an die gesellschaftlichen Kräfte.

Als vorläufig letzte Stufe der staatlichen Entmachtung (Deutschland vorneweg) werde das ursprüngliche Ethos, sich gegen innere wie äußere Feinde zu behaupten, durch ein dem Familienethos entnommenes Verhalten verdrängt, das nur noch auf Wohlfahrt und Verständigung abziele. Immerhin entdeckte Gehlen selbst im gigantischen System des Wohlfahrtsstaates noch gewisse Stabilisierungs- und Ordnungsleistungen, die freilich keinerlei Tugenden seiner Bürger und Bediensteten (wie Loyalität oder Leistungsbereitschaft) mehr aus sich hervorbringen, da er, der Staat, nicht mehr über einen »Selbstwert im Dasein« verfüge.

»Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation« war ein Vortrag des gerade, 1961, von Hamburg nach Münster berufenen Soziologen Hel-

mut Schelsky (1912–1984) überschrieben, der in der Druckfassung gerade mal vierzig Seiten umfaßt und trotzdem einen ziemlichen Wirbel auslöste. Wie bei Freyer und Gehlen geht es bei Schelsky um die Verselbständigung der menschlichen Tätigkeit, die die menschliche Autonomie nicht nur bedrohe, vielmehr in ein Abhängigkeitsverhältnis verwandelt habe. »In der technischen Zivilisation tritt der Mensch sich selbst als wissenschaftliche Erfindung und technische Arbeit gegenüber.« Produktions-, Organisations- und Humantechniken formierten sich zur einer »universal gewordenen Technik« mit immer neuen Sachgesetzmäßigkeiten, die wiederum nur technisch-wissenschaftlich handhabbar wären. Einen grundsätzlichen Ausweg gibt es nach Schelsky nicht mehr. »Der Mensch ist den Zwängen unterworfen, die er selbst als sein Wesen und als seine Welt produziert.«

Aus diesen Überlegungen folgert Schelsky provokant die Zersetzung der demokratischen Herrschaft. Auch der Staat müsse sich den in den Sachen und Tatbeständen liegenden Zwängen beugen; Politik im Sinne einer normativen Willensbildung falle aus. »Hier herrscht niemand mehr, sondern hier läuft eine Apparatur, die sachgemäß bedient sein will«, wengleich sich die Vertreter der Gruppeninteressen in den parlamentarischen Gremien auch heftig dagegen sträubten. »Gegenüber dem Staat als einem technischen Körper wird die klassische Auffassung der Demokratie als einem Gemeinwesen, dessen Politik vom Willen des Volkes abhängt, immer mehr zu einer Illusion.« Die Meinungsbildung selbst werde mittels »Meinungsforschung, Information, Propaganda und Publizistik ... zu einem manipulierbaren Produktionsvorgang«, in dem die vernünftige Urteilsbildung unterginge. Die Gesinnungsmotive würden zu Erklärungen und Ideologien dessen verkommen, was ohnehin geschehe – mit dem Ergebnis einer Entpolitisierung der Basis.

Drei politische Lager mußten sich gekränkt fühlen: das bürgerlich-kulturkritische, dem Technik immer noch als etwas der »Kultur« Unterlegenes, mehr oder weniger Inhumanes galt; das liberale und sozialdemokratische, das sein Freiheitspathos in Frage gestellt sah, zu dem auch die Vorstellung gehörte, daß man sich der Technik und den Techniken nach Belieben als Werkzeug bedienen könnte, um politische Ideen und Pläne zu realisieren, und ein altkonservatives, das sich den Staat als einen über dem gesellschaftlich-industriellen Prozeß stehenden Souverän dachte oder wünschte. Was allerdings die Kritik durchwegs nicht beachtete, war Schelskys Einschränkung, er gebe einen in der Alltagswirklichkeit nicht oder wenigstens noch nicht vollständig erreichten Zustand wieder.

Diese positivistische Variante vom Absterben des Staates und seiner Ablösung durch eine Expertokratie befremdete also die meisten Leser, was Schelsky wohl beabsichtigt hatte. Daß Politiker nur noch das Bewußtsein der Bevölkerung manipulierten, während das Getriebe einfach weiterlief und nur Sachentscheidungen gefällt würden, war selbst für Konservative des Bösen zuviel. Möglich ist ja auch der Umkehrgedanke – daß für Sachzwang ausgegeben wird, was politisch-voluntaristisch angestrebt wird. Schelsky ahnte vor allem die Attacke der Gutmenschen voraus. Aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts klingt folgender, von ihm vorweggenommener Einwand fast visionär: »Ich bin davon überzeugt, daß sich mit der technischen Zivilisation auch diese abstrakte Form der Humanität, die Ideologie, daß der ganze Mensch im Mittelpunkt aller Dinge zu stehen habe, als globale Überzeugung über die Erde verbreiten wird ... die Dokumentation einer neuen Selbstentfremdung des Menschen, die mit der wissenschaftlichen Zivilisation in die Welt getreten ist.«

Schelsky hielt in diesem Vortrag drei Optionen einer neuen »Metaphysik«, das heißt einer Formulierung und Beantwortung der Sinnfrage, als Reaktion auf die Überlegenheit der verwissenschaftlichten Zivilisation für nicht unwahrscheinlich. Er nannte sie Solipsismus (ein religiöses Verhalten, das sich ganz auf den Trägerkreis beschränkt), Nihilismus (eine in Wort und Tat geäußerte Verneinung des technischen Verhältnisses zur



*Technokratie, deutsch; Umschlag der von Siemens herausgegebenen Zeitschrift Technokratie, 1934.*

Welt, eine Art neues Eremitentum) und die Dauerreflexion der Gebildeten über den Sinn unseres Zeitalters. Daß sich die letztere freilich zu einer Art Flächenbrand entwickeln würde, war damals wenig glaubhaft.

Der Jurist Ernst Forsthoff (1902–1974) hatte sich schon als Kommentator zum Grundgesetz einen Namen gemacht (und 1938 ein Fundamentalwerk über die staatliche Daseinsvorsorge verfaßt), ehe er begann, in diversen rechtssoziologischen, rechtshistorischen und verfassungsrechtlichen Aufsätzen die neuartige Situation der jungen Bundesrepublik zu überdenken. 1971 zog er seine Überlegungen in einem Buch *Staat und Industriegesellschaft* eloquent zusammen, dessen Hauptgedanke lautet: »Man muß, was die politische Konsistenz des Staates angeht, völlig umlernen.« So sei der Staat der Bundesrepublik nicht mehr der »geistigen Darstellung eines Konkret-Allgemeinen«, das heißt eines allgemeinen, auf das Gemeinwohl bezogenen Willens und Interesses fähig. Parlament und Regierung wären nur noch ein Spiegel gesellschaftlicher Kräfte und Parteikonstellationen. Ferner würden die Grundrechte, einst konzipiert als Abwehr gegen Übergriffe des Staates gegen den einzelnen Bürger, nun als ein Wertesystem verstanden, das Gewährleistungsansprüche gegen den Staat beinhalte, die zudem noch ständiger Ausdeutung offenlägen. Aus »einem Rechtsinstrument politischer Ordnung«, so Forsthoff, sei die Verfassung in ein Sozialprogramm verwandelt worden, das soziale Gerechtigkeit herstellen solle. Auch das Verfassungsgericht maße sich immer mehr ursprünglich hoheitliche Akte an, und Verwaltungstätigkeit mache den größeren Teil staatlicher Tätigkeit aus. Infolge all dieser strukturellen Verschiebungen verschlingen sich Staat und Gesellschaft heute ununterscheidbar ineinander. »Gleichwohl stellt sich die Bundesrepublik als ein stabiles Staatswesen dar ... Die Stabilität des Staates der Industriegesellschaft ist von anderer Art«:

Die Verflechtung von Staat und Gesellschaft schließe nämlich ihr gegenseitiges Aufeinanderverwiesensein ein. Der Staat, der Daseinsvorsorge und soziale Umverteilung garantieren muß, ist auf einen reibungslosen technisch-ökonomischen Ablauf bedacht, der Vollbeschäftigung und Wachstum – deren Nichterreichen signalisiere den neuen Ernstfall des Politischen – hervorbringen möchte; umgekehrt bedürfe die Wirtschaft eines kalkulierbaren, informierten und funktionierenden Staatsapparates. Ein komplementäres Zweckbündnis der Kooperation ist also zwischen ihnen entstanden. Sichtbarster politischer Ausdruck dafür sei das Ende der Weltanschauungsparteien; Gegensätze würden in den Parteien selbst und nicht mehr auf der parlamentarischen Bühne geregelt. Dort herrsche neuerdings ein Status quo, in dem die Parteien zu Staatsorganen mutiert wären. Die politischen Entscheidungen, die anstünden, wären ohnehin kaum noch herrschaftlicher Natur, sondern Sachentscheidungen. Der Wähler verhalte sich konform zu diesen veränderten Bedingungen. Sein einziger politischer Akt sei die Wahl, wo er aber, meinte Forsthoff, nicht nach genuin politischen Überzeugungen seine Stimme abgebe, sondern nach egoistischen Interessen. Ansonsten überlasse er das Politische sich selbst, ihm fehle auch jede Sachkenntnis, um mitzumischen. Und er habe ein elementares Bedürfnis nach der Effizienz des Staates, die ihm seine Mindestexistenz garantiert. Dafür habe er seine liberale Freiheit, die in Distanz zum Staat bestünde, geopfert. Auch hier zog Forsthoff mithin ein stillschweigendes Abkommen ans Licht.

Die hier kurz porträtierten Autoren (denen andere hinzugefügt werden könnten) richteten sich an ein allgemein und politisch interessiertes Laienpublikum. Ohne Missionsabsichten, dafür in einer glänzenden deutschen Prosa, versuchten sie eine neue Wirklichkeit von Staat und Gesellschaft auf dem Hintergrund einer Komplexierung und Verselbständigung von Wirtschaft und Technik zu beschreiben. Sie sprachen von gestörter Repräsentativdemokratie, Abbau der staatlichen Herrschaft, Undurchschaubarkeit des Gesamtsystems, Autorität der Fachleute, Übermacht der Technostruktur und beurteilten allesamt unsere Handlungsoptionen nüchternskeptisch. Zu einer fairen Beurteilung dieses Quartetts und seiner Thesen gehörte nun zweierlei. Erstens ein tieferes Eingehen auf die vorgetragenen Argumente, besonders zum Charakter der modernen Technik. Zweitens müßten diese auf die gegenwärtige Welt bezogen werden, die sich technisch, soziologisch und politisch in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten in ungeheurem Ausmaß weiterentwickelt hat. Zumindest hätten sie es verdient, wieder aufmerksam zur Kenntnis genommen zu werden.



DER CAESAR, 2001, Bronze, 33 cm

Das gedachte Portrait hat schlicht »Der Caesar« zu heißen, damit zum Ausdruck bringend, daß ein solcher von seinem Prinzip her vonnöten sei, um eine aus sämtlichen Fugen geratene Welt noch einmal einzurenken.

## **König und Wolf**

Aphorismen und Bronzen von Wolf Kalz

Wenn nicht Liebe, nicht Ehrfurcht mit im Spiele sind, wie sollte sich dann die Kunst für den Menschen bewahren? Ist sie so wie die Welt, macht sie den Menschen schlechter als er ist; zeigt aber die Kunst die Welt, wie diese sein sollte, so steigert sie unser Sinnen und Trachten.

Auch in der Kunst findet einer kaum Neues unter der Sonne. Das meiste ist Zitat, ist Anverwandlung mit einem Gran an Eigenem. Als ein solches ist das Zitat auch immer der Gruß seitens eines Dritten, insofern wir eigentlich in allem dankbar auf den Schultern der Vorderen stehen.

Alle künstlerische Darstellung leitet ihre Bilder von Mustern des jeweiligen Archetypus her. Die Muster sind zählbar, die von ihnen gewonnene Zahl an Variationen ist unendlich.



DER KÖNIG, 1996, Bronze, 42 cm

Das Königtum – wenn königlich ausgeübt – ist die natürliche Mitte einer geordneten, oder einer sich je wieder zu ordnen anschickenden Welt. Repräsentiert durch die Krone ist es der Idee nach die Summe aller Einzelnen, ist es in jedem Sinne: der Staat.

Die Kunst muß dem Mythos vor der Wirklichkeit jeden Vorzug geben: das schafft Hintergründe und Bedenklichnachdenkliches und steht über der Pragmatik jeder Zeit; weshalb denn Helenen und Dryaden uns nach wie vor in alle Weiten führen.

Die Künste dümpeln als »die Kunst« auf den Wogen des Zeitgeists orientierungslos dahin, und das Pendel ihrer Modismen schlägt umso nervöser, je weiter sich der »Künstler« vom Ursprung des Mythos entfernt.

Der Ursprung des Kunsttriebes stammt nicht aus einer Metaphysik des an sich Schönen, sondern aus der seelischen Disposition des kunstaustübenden Menschen selbst.





HOHEIT, Detail, 1992, Bronze 9 cm

Jeder Kunst geht ein Urbild voraus  
dessen Substanz alles Kommende speist.

Der gesunde Sinn verabscheut, »haßt« das Nicht-Schöne als das Häßliche, und liebt, verehrt und betet an – das Schöne. Man vermutet überdies in jedem Schönen ein Edles, und man hält die Welt immer dann für aus den Fugen, wenn diese Erwartung täuscht.

Daß dem Schönen keinerlei Avancen mehr zu machen seien,  
ist eine alberne Mär. Denn nichts ist so hinreißend wie eine  
schöne Frau, die obendrein Aphrodites Gürtel zierte.

Wenn ein beabsichtigt Schönes mißlingt, ist es nicht  
mehr schön. Das mißlungene Häßliche hingegen  
bleibt auf jeden Fall eines immer: verlässlich häßlich.

Der Torso gilt uns, obwohl er der Akzidenzien entbehrt,  
für eine eigenständige Kunstform. – Indem er ganz  
zur Substanz hin strebt, hält er die Spannung und  
verweist uns ständig auf ein ursprünglich Ganzes,  
als trügen wir dessen Idee immer à priori schon in uns.



DER WOLF, 1996, Bronze 36 x 24 cm

Entgegen der in weiten Kreisen geübten Phobie, daß der Mensch des Menschen Wolf sei, ist dieses »Raub«-Tier doch so friedfertig, wie nur immer ein Tier sein kann, dem die Natur anderer Tiere Mark und Bein zur Nahrung zugewiesen.

Es gibt einen Unterschied zwischen einem Kunststück und einem Kunstwerk. Manchen »Künstlers« Installationen gehören nur unter äußerstem Wohlwollen zum ersteren.

Seitdem die Multikultur zur »Leitkultur« der Deutschen geworden ist, haben sie überhaupt keine autochthone Kultur mehr.

Das Gezeter darüber, die Künste seien mit ihrem Latein am Ende, ist groß. Man zeigt keine »Gegenstände« mehr, sondern präsentiert Fragmentarisches bis hin zur Leere eines Blattes; andere wiederum stellen ihre Produkte auf den Kopf. Effekthascherei im Gewande der Kulturkritik. Auch führt sich die Kunst auf als Religionsersatz, als Soziologie und in tiefenpsychologischer Entbergung von Ferkeleien. Überraschungen allenthalben, ohne noch zu überraschen, und immer locken »Performances«, Sensationen über – »Noch-nie-Dagewesenes!«

Auch für die Kunst gilt: Sie sei frei zu allem, jedoch nicht frei von allem. Ohne Sinn wird ihr Auftrag zum Unsinn.

## Autoren dieses Heftes

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.

*Literatur aus der Schuldkolonie*, Schnellroda 2010

Dr. Wolf Kalz, 1933, Lehre zum Industriekaufmann, Studium der Philosophie, Volkswirtschaft, Germanistik, Geschichte und Politologie, arbeitete als Lehrer und veröffentlichte in *Criticón*, *Zeitbühne*, *Staatsbriefe* sowie *Deutschland in Geschichte und Gegenwart*. Internetseite: [www.wolf-kalz.de](http://www.wolf-kalz.de)

*Gustav Landauer. Ein deutscher Anarchist*, Bad Buchau 2009

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

*Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb*, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

*Provokation*, Schnellroda 2007

*Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern*, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Erik Lehnert)

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.

*Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers*, Würzburg 2006

*Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt*, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Prof. Dr. Harald Seubert, 1967, Studium der Philosophie, Neueren Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelischen Theologie, Habilitation über Platons Rechtslehre an der Martin-Luther-Universität in Halle. Seit 2006 Professor für Kulturphilosophie und Ideengeschichte an der Universität Posen. Lehrbeauftragter an der Universität Erlangen-Nürnberg.

*Religion. Eine philosophische Einführung*, München 2009

Dr. Rainer Waßner, 1944, nach kaufmännischer Berufstätigkeit Studium der Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Ethnologie und Philosophie in Hamburg. Von 1977 bis 2002 Wissenschaftlicher Angestellter und Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg. Seitdem freier Publizist im Bereich Religion, Literatur und Gesellschaft.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

*Post-Demokratie*, Schnellroda 2009

*Faschismus. Eine Klarstellung*, Schnellroda 2009

*Leitbegriffe*, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Michael Wiesberg, 1959, Studium der Geschichte und evangelischen Theologie, arbeitet als Lektor und PR-Berater.

*Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung*, Dresden 2002

# Plädoyer für das Recht auf Nation

von Michael Wiesberg

1982 sei Bernard Willms »wie ein Wirbelwind in die konservative Szene eingebrochen«; er habe mit seinem Buch *Die deutsche Nation* »einen neuen Ton in die Debatte gebracht«, konstatierte Armin Mohler in der Juli-August-Ausgabe 1983 von *Criticón* und umriß mit knappen Worten den Stellenwert dieser wohl wichtigsten Publikation des 1991 unter tragischen Umständen freiwillig aus dem Leben geschiedenen Bochumer Politikwissenschaftlers. Eine Einschätzung, die auch von dem linken Soziologen Arno Klönne geteilt wurde. In einem Beitrag für die damals noch einflußreichen *Gewerkschaftlichen Monatshefte* (Heft 1/1986) konstatierte er: Mit seinem Buch *Die deutsche Nation* sei Willms »zum führenden Theoretiker des westdeutschen Neonationalismus avanciert«.

Um die Bedeutung von Willms Schrift richtig einzuordnen, muß man auf die Zeitumstände am Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre Bezug nehmen. Bezeichnende Vorgänge waren die Auseinandersetzung um *Die Geschichte der Deutschen* des konservativen Historikers Hellmut Diwald, die Debatte über die Ausstrahlung der US-Fernsehserie *Holocaust*, die Konflikte, die sich am Besuch von US-Präsident Ronald Reagan auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg und der Rede von Bundespräsident Weizsäcker am 8. Mai 1985 entzündeten, schließlich der Historikerstreit. Gleichzeitig gab es eine breite Diskussion um die von dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) propagierte »geistig-moralische Wende«; eine »Wende«, die nicht nur ausblieb, sondern noch nicht einmal in Ansätzen erkennbar wurde. Eine Reaktion auf diese Entwicklungen war die Gründung des (kurzlebigen) »Deutschlandrates« im Dezember 1983, in dessen Gründungserklärung es hieß: »Wir wollen wieder eine normale Nation sein. Dazu gehört die Entkriminalisierung unserer Geschichte.« Zu den Unterzeichnern gehörten unter anderem Hans-Joachim Arndt, Hellmut Diwald, Robert Hepp, Armin Mohler und eben Bernard Willms. Willms hatte in bezug auf diese »Entkriminalisierung« klare Vorstellungen: »Die Deutschen müssen die ›Vergangenheitsbewältigung‹ zu einer Sa-

Bernard Willms: *Die deutsche Nation*, Köln-Lövenich 1982.

Hellmut Diwald: *Geschichte der Deutschen*, Frankfurt a.M. 1978, zuletzt 1999 (fortgeschrieben von Karlheinz Weißmann).

che der Wissenschaft neutralisieren. Wer Schuld predigt oder die Wunde Hitler offenhält, kämpft nicht um, sondern gegen die Identität.«

Ganz im Sinne dieser Einlassung hatte Willms gleich in der Vorbemerkung seines Buches erklärt, »daß für die Deutschen nichts so notwendig ist wie ein neuer Nationalismus«. Dafür versuchte er, die geistigen Grundlagen zu definieren beziehungsweise die »Wirklichkeit der Deutschen« neu zu bestimmen: »Die Grundlage politischer Realität ist die Wirklichkeit der Deutschen als Deutsche, ist das Bewußtsein ihrer Lage als Nation.« Nachdenken über die Nation stoße unausweichlich auf zwei Befunde, nämlich »auf den Bereich der historischen Identität oder den Komplex ›Vergangenheitsbewältigung‹ und auf den der zukünftigen Identität oder das Problem der Wiederherstellung der Nation«. Eine angemessene geistige Durchdringung dieses Befundes mußte aus der Sicht von Willms das hinter sich lassen, was er als »Ebene der Meinungen, der Gesinnungen, des Bestreitbaren« bezeichnet, nämlich »Freiheit, Grundwerte, Demokratie«. Es müsse zur »Wirklichkeit der Lage«, zur »nationalen Wirklichkeit« vorgestoßen werden. Für Willms kam dieser Bemühung deshalb entscheidende Bedeutung zu, weil nur so Orientierung möglich werde: »... es muß begriffen werden, was wirklich ist, dann weiß man auch, worauf es ankommt«. Wer etwas zu begreifen versuche, stehe vor der »Notwendigkeit gründlicheren Denkens«. Die Basis dafür eröffnete aus der Sicht von Willms die Philosophie, genauer gesagt der deutsche Idealismus, auf den die Deutschen verwiesen seien. Als »Kern des Idealismus« hat Willms die »Wiederholung von Hobbes' Einsicht von der harten Unentrinnbarkeit der Freiheit und ihrer gewaltsamen Verwirklichung« bestimmt. Freiheit sei im Staat nur »wirklich« als »Wirklichkeit der sittlichen Idee, d. h. der Freiheit«. Oder anders gewendet: »Die Wirklichkeit der Freiheit ist Staat und Politik.« Freiheit sei durch Ordnung zu bestimmen. Diese Ordnung als jeweils konkrete seien »wir«, dies sei »unsere Freiheit«; dies sei die »Idee der Nation«. Menschliche Existenz ist mithin politische Existenz. Die Arbeit an der Verwirklichung der menschlichen Existenz nannte Willms Politik. Als Subjekt der politischen Arbeit bestimmte er den Staat: »Der Begriff des Staates ist das Merkmal, an dem reelle Philosophie zu erkennen ist. Jedes Denken, das sich dieser Notwendigkeit nicht stellt, bleibt politisch defizitär.«

Dieser Befund führt in einem nächsten Schritt zur Verhältnisbestimmung von Staat und Nation: Der Staat verhalte sich zur Nation »wie der Entwurf zur Ausführung«. Staat als Nation im Sinne politischen Selbstbewußtseins habe eine bestimmte Geschichte und ein bestimmtes Territorium. Wer das Verhältnis zur Geschichte verliere, müsse notwendig ein wirklichkeitsgerechtes Verhältnis zur Gegenwart verlieren. Die Konkretion der Nation für sich oder nach innen war aus der Sicht von Willms ausweislich die Konkretion gegen andere oder nach außen. Die Idee der Nation ist das Ganze eines als Staat organisierten Volkes. Die Idee ordne auch das Denken, »indem sie es nationalisiert, sie verleiht Sinn«. Wenn der letzte Maßstab der Nation die Idee sei, dann müsse eine Politik, wenn sie mit nationalem Anspruch auftrete, danach beurteilt werden, wieweit sie »der Nation« als solcher nütze oder schade: Diese Nation als solche aber sei als Idee »die Identität des Besonderen und des Allgemeinen und das Bewußtsein« davon.

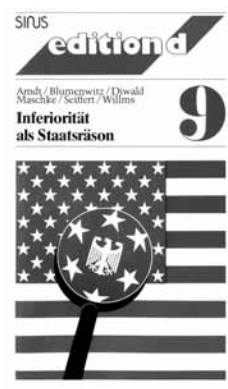
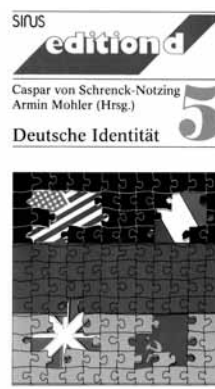
In einem nächsten Schritt problematisierte Willms die Wertpositionen, die er als »potentielle Bürgerkriegspositionen« kennzeichnete. Wertüberzeugungen seien lediglich ein anderer Ausdruck für Gesinnungen, gehe man auf sie zurück, dann komme es in der Tat nur darauf an, die »richtige« Gesinnung zu haben. Die Nation indes sei kein »Wert«, für den man sich beliebig entscheiden könne: »... Nation ist ein objektiver, nicht hintergebar Befund, mit einem alten Ausdruck: ein Schicksal.« Alles, was unter Demokratie zu verstehen sei, müsse auf die Selbstbehauptungsration der Nation bezogen werden. Der westliche Liberalismus fördere die nationale Selbstbehauptung der Deutschen nicht: »Die denkhemmenden ... Versuche, den Westdeutschen eine Art sekundären ›Verfassungspatriotismus‹ anzumessen (Dolf Sternberger, Kurt Sontheimer), können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es bei Demokratie und Konstitution stets nur um etwas gehen kann, was man ›hat‹, nicht aber um das, was man der Substanz nach ›ist‹.« Diese Ersatzfestlegung auf ein »Haben« lag und liegt im Sinne der Sieger von 1945, die den Deutschen dieses Haben »gebracht« hätten. Da das Prinzip des Liberalismus die Forderung nach »mehr Frei-

*Die deutsche Frage in der Welt von morgen. Referate und Arbeitsergebnisse des Deutschlandpolitischen Kongresses der Gesellschaft für Freie Publizistik vom 7.-9. Oktober 1983 in Kassel, hrsg. von Peter Dehoust, Coburg 1983.*

Armin Mohler/  
Karlheinz Weißmann:  
*Die Konservative  
Revolution in Deutschland  
1918–1932*, Graz 2005.

heit« sei, bleibt dieser nach Willms »politisch parasitär«; er könne selbst keine politische Wirklichkeit begründen. Willms empfahl in diesem Zusammenhang eine Rückbesinnung auf die »Ideen der konservativen Revolution«, von der er eine ihrer Hauptargumentationsfiguren übernahm, nämlich daß Deutschland durch den »westlichen Liberalismus« bedroht beziehungsweise durch die »Mittelmäßigkeit einer Massenkultur, deren Gleichheitsvorstellungen alle Freiheit« ersticken werde.

Der Angriff auf die Identität der Deutschen als Deutsche sei eine Kriegshandlung gewesen wie die Teilung des Territoriums: Hier gehe es nicht um Recht und schon gar nicht um Moral, sondern um nationale Selbstbehauptung, Kampf um sich selbst, um jene nationale Identität, ohne die kein Volk existiert. In diesem Zusammenhang zitierte Willms Armin Mohlers Diktum: »Es gilt sich gegen den Versuch zu wehren, den



Deutschen den Dauer-Status eines »negativ privilegierten Volks« ... zu verleihen. In Wirklichkeit sind die Deutschen nicht besser und nicht schlechter als andere Völker.«

Kampf um die Nation sei in Westdeutschland vor allem der Kampf um das nationale Selbstbewußtsein. Mit Blick auf den »Antifaschismus« stellte Willms fest, daß das, »was heute als »Antifaschismus« ... in der Bundesrepublik vor sich her getragen« werde, nichts mehr mit dem »Kampf gegen den Nationalsozialismus« zu tun habe, der »Geschichte« sei. Vielmehr sei der heute »zur Schau gestellte »Antifaschismus« »nichts anderes als der Versuch, mit einer Demagogie, deren Logik die des Bürgerkriegs ist, eine Selbstbesinnung der Deutschen als Deutsche zu verhindern, ihre Identität zu zerstören, ihre Selbstbehauptung zu schwächen«.

Dagegen setzte Willms 1982 die Dynamik der Idee der Nation und den Begriff der »Nationalen Koexistenz«, den er zum Prinzip einer aktiven Politik nationaler Wiederherstellung unter antagonistischen Rahmenbedingungen erhob. Die Politik der »Nationalen Koexistenz« sei selbstverständlich revisionistisch, sie wolle Deutschland wiederherstellen, also Jalta und die Teilung revidieren. Mit Blick auf die Bundesrepublik bedeutete das zunächst die Notwendigkeit der Erneuerung der Idee der Nation. Das bilde die Voraussetzung für das Wirksamwerden aller weiteren Maximen. Die Wiedervereinigung Deutschlands sei die erste gewonnene Schlacht des zukünftigen Europas, weil damit das Prinzip der freien Nation gegen den sowjetrussischen Imperialismus verteidigt werde. In diesem Sinne sei das deutsche Interesse zum erstenmal ist mit dem europäischen Interesse identisch. Von hier aus rekurrierte Willms in seinem Schlußsatz noch einmal auf die grundlegenden Passagen seines Buches: »Wenn mit der menschlichen Existenz überhaupt Sinn verbunden ist, dann muß ein Recht als Grundlage allen Menschenrechts und jeder Bürgerpflicht erkannt und anerkannt werden: das Recht auf Nation.«

Willms stand mit seinem gedankenreichen Plädoyer für das »Recht auf Nation« Anfang der achtziger Jahre nicht allein. Es gab in dieser Zeit eine Reihe von Strömungen, Personen und Institutionen, die vom konservativ-rechten Flügel über die Friedensbewegung bis hin den »Linksnationalen« reichte, die ähnliche Vorstellungen hegten, wie sie Willms in seinem Buch programmatisch zum Ausdruck brachte. Es seien hier *pars pro toto* genannt: die Tagungen der Siemensstiftung (deren Leiter bis 1985 Armin Mohler hieß), das Studienzentrum Weikersheim (mit dem Sozialphilosophen Günter Rohrmoser und seinem Präsidenten, dem ehemaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger), der Publi-

Caspar von Schrenck-  
Notzing/Armin Mohler  
(Hrsg.): *Deutsche  
Identität*, Krefeld 1982.

zist Gerd-Klaus Kaltenbrunner und dessen Sammelband *Was ist deutsch?* beziehungsweise seine von ihm geleitete Buchreihe *Initiative*, Einzelgänger wie Hans-Dietrich Sander mit seinem Buch *Der nationale Imperativ*, Protagonisten der Friedensbewegung wie Alfred Mechttersheimer und Linksnationale wie Herbert Ammon, Peter Brandt oder Wolfgang Venohr. Deren Bestrebungen schienen sich eine kurze Zeit parteipolitisch in der neuen Partei »Die Republikaner« (gegründet Ende November 1983) zu konkretisieren, an deren Parteiprogramm Bernard Willms mitwirkte. Es blieb aber bei einem Strohfeuer. Das völlige Scheitern wurde im Zuge der Wiedervereinigung Deutschlands, einem der erklärten Ziele der »neuen Nationalisten« schlechthin, deutlich, bei der keine der genannten Personen, Institutionen oder Parteien über eine kommentierende Rolle hinauskam. Auf die Gründe dieses Scheiterns kann es naturgemäß keine mo-

Gerd-Klaus Kaltenbrunner:  
*Was ist deutsch? Die Unvermeidlichkeit, eine Nation zu sein*, München 1980, zuletzt 1988.



Programmschriften für  
die Renationalisierung

nokausale Antwort geben. Womöglich ist der 2008 verstorbene Günter Rohrmoser den Gründen am nächsten gekommen, der in einem Interview mit dem Journalisten Bernd Kallina (*Epoche*, 1. September 2000) einmal mehr auf die ausgebliebene »geistig-moralische Wende« anspielte, die Rohrmoser selbst jahrzehntelang mit Vehemenz gefordert hatte: »... sie [die »geistige Wende«] kam nicht zustande, weil Helmut Kohl wußte, daß die Bedingung seines Machterhalts die Koalition mit der FDP war. Der damalige Vorsitzende ... Hans-Dietrich Genscher gab als Ziel der FDP in der gemeinsamen Koalition vor, eine ... »konservative Gegenrevolution« zu verhindern. Kohl hat daraufhin um des Machterhalts und um der Zustimmung ... auf jeden Ansatz ... verzichtet, etwas von dem zu verwirklichen, was er ... als »geistig-moralische Wende« angekündigt hatte«. So unterblieb die Auseinandersetzung um das, was Rohrmoser als die »eigentliche Machtfrage« bezeichnete. Hierzu zählte er unter anderem den Willen, eine entsprechende Medienpräsenz herzustellen: »Wer die vorhandenen Medien nicht durchdringen und erobern kann«, so Rohrmoser, »der muß eben neue Medien schaffen, wenn man wenigstens die Chance auf eine geistige Wende offen halten will.« Auch in dieser entscheidenden Frage gingen keine entsprechenden Initiativen von den Unionsparteien aus.

Tatsächlich hätten die obengenannten Strömungen und Personen wohl nur dann Wirkung entfalten können, wenn es in der Volkspartei CDU/CSU tatsächlich zu einer »geistig-moralischen Wende« gekommen wäre, die ein neues Nationalbewußtsein mit eingeschlossen hätte. Der große Strom, in dem alles hätte zusammenfließen können, war nur mit Hilfe der Unionsparteien denkbar. Weil die Wende ausblieb und der neuerlichen Verschärfung der Vergangenheitsbewältigung nichts entgegengesetzt werden konnte, blieben all jene, die auf eine nationale Neubesinnung hinarbeiteten, isoliert.

Karlheinz Weißmann:  
*Nation?*, Bad Vilbel 2001.

Einige sahen sich in der Folge schnell in die »rechtsextreme« Ecke geschoben, was in Deutschland vor allem eines bedeutet: Ausschluß aus dem öffentlichen Diskurs. Vor diesem Hintergrund konnte das, was Anfang der achtziger Jahre mit einigem Wohlwollen als Indiz für einen »nationalen Aufbruch« bezeichnet werden könnte, wohl nur scheitern. Welche bis heute spürbaren Konsequenzen dieses Scheitern hatte, brachte der Publizist Günter Maschke in einem Interview mit dem Monatsmagazin *Zuerst!* (8/2010) in der ihm eigenen Nüchternheit wie folgt zum Ausdruck: »Ich glaube, daß dieses Volk und diese Nation sich selbst nicht mehr will. Die Deutschen haben längst resigniert. Deutschland will anscheinend aufgehen in einem diffusen Europa oder in einer diffusen Welt.«

## Criticón, Staatsbriefe, Junge Freiheit

von Martin Lichtmesz

Sie haben ja recht, die Bücherverbrenner, Zensoren und Meinungspolizisten. Eine gute Zeitschrift ist ebenso wie ein gutes Buch mehr als nur bedrucktes Papier. Sie ist ein lebendiges Wesen, beseelt von einem individuellen Genius, der über gute und böse Geister herrscht. Wie überspringende Funken greifen sie nach den Lesern. Wenn ihnen die Eroberung gelingt, lösen sie Besessenheitserscheinungen unterschiedlichen Grades aus. Die Qualität zusammengehefteter Kopien genügt dafür mitunter völlig. Das Randständige, Seltene, Geächtete, hat einen besonderen Reiz, vor allem für diejenigen, die hungrig nach Alternativen sind. Durch das Internet mit seiner Tyrannei des allzeit möglichen Zugriffs ist viel von dieser Magie verloren gegangen.

Würde man mich nun fragen, welche Zeitschriften auf mich persönlich den größten politischen Einfluß hatten (außer der *Sezession* natürlich), dann wüßte ich drei Namen zu nennen: *Criticón*, *Staatsbriefe* und *Junge Freiheit*. Ich näherte mich diesen Organen verspätet, im Krebsgang, als Nachzügler und Schatzsucher. Wer sich den Bestand des deutschen Nachkriegskonservatismus aneignen will, muß graben; denn vieles, was zu Tage gefördert war, ist wieder versunken. Viele Fackeln fanden keine Hand, in die sie weitergereicht werden konnten.

Nichts kann bei dieser Aneignung mehr helfen als ein Studium der ersten 25 Jahrgänge von *Criticón*. Caspar von Schrenck-Notzing (1927–2009) hat diese Zeitschrift herausgegeben, die erste Nummer erschien im Sommer 1970. Ich begann um 2001 herum, mich im Zuge einer Begeisterung für Armin Mohler in die Literatur der intellektuellen Rechten hineinzufressen. Ein Dutzend dicker Wälzer aus der Preußischen Staatsbibliothek mit den gesammelten *Criticón*-Jahrgängen eröffnete mir nicht nur die Welt des deutschen Konservatismus, sondern die ganze große Tradition konservativen Denkens überhaupt. Schrenck-Notzing ließ sie alle zu Wort kommen: »von den katholischen Traditionalisten über die Adenauer-Fraktion und

die Klassisch-Liberalen bis zu den Nominalisten und Nationalrevolutionären« (Karlheinz Weissmann). Hier stieß ich zum ersten Mal auf Namen wie Erik von Kuehnelt Leddihn und Thomas Molnar, Günther Rohrmoser und Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Robert Hepp und Hans-Dietrich Sander, Alain de Benoist und Günter Maschke, sowie auf die »Stefan Scheils« ihrer Zeit, die Historiker Dietrich Aigner, Hans Werner Neulen und Hannsjoachim W. Koch. Mit gesteigerter Aufmerksamkeit stürzte ich mich natürlich auf die Beiträge Mohlers: pro Heft etwa ein »großer«, und zwei bis drei »kleinere«. Dabei zählte natürlich besonders seine Buchrezensionsseite »Scribifax las für Sie« zu den wegweisenden Glanzlichtern. Ansprechend war auch die elegante Aufmachung mit ihrem Hang zum Angelsächsischen und Romanischen.

Die »Autorenporträts«, deren Tradition die *Sezession* heute fortführt, würden aneinandergereiht eine Enzyklopädie der konservativen Meisterdenker und Dichter ergeben. Der Reiz von *Criticón* besteht allerdings auch in der Momentaufnahme einer Zeit, die heute fast nur mehr durch die linke Brille vermittelt wird. Dabei mag pessimistisch stimmen, wie wenig sich die Lage seither grundsätzlich geändert hat: Was die Autoren gegen die Vergangenheitsbewältigung, den linken Kulturkampf, gegen die Masseneinwanderung und über die demographische Katastrophe vorbrachten, liest sich bedrückend aktuell.

Das Ende für *Criticón* kam, als Schrenck-Notzing sein Magazin an einen nichtswürdigen Nachfolger übergab: Gunnar Sohn fuhr die einstige konservative Institution mit Karacho an die Wand, indem er sie in ein jammervolles »Magazin für Mittelstand und Marktwirtschaft« verwandelte. 2005 starb das Blatt den Gnadentod, ausgezehrt auch durch den Umstand, daß sich eine Neugründung unter dem Namen *Sezession* »am Markt« durchgesetzt hatte.

Sicherlich haben auch die *Staatsbriefe* in der einzigen Dekade ihres Bestehens dem *Cri-*





*tion* schon gehörig zugesetzt und sein Monopol untergraben. Wer sich heute als *Staatsbriefe*-Fan bekennt, erntet entweder ein gereiztes Augenverdrehen oder enthusiastische Zustimmung: bei keiner Zeitschrift aus dem rechten Spektrum scheiden sich die Geister so scharf wie hier. Das liegt wohl vor allem an deren streitbarem Herausgeber Hans-Dietrich Sander (1928). Peter Glotz urteilte über das Werk des 1928 geborenen »nationalen Dissidenten«: »Ein Ton, der junge Deutsche in der Geschichte immer wieder beeindruckt hat. Konsequenz, hochmütig und rücksichtslos – der Kompromiß wird der Verachtung preisgegeben.« Dies mündete in den geradezu verheißungsvollen Appell: »Was verhütet werden muß, ist, daß diese stilisierte Einsamkeit, diese Kleistsche Radikalität wieder Anhänger findet. Schon ein paar Tausend wäre zu viel für die zivile parlamentarische Bundesrepublik.«

Sanders notorische Intransigenz hatte ihn allmählich vom Feuilleton-Redakteur der *Welt* zum einsamen Guerillero im Pferch des »rechten Ghettos« gemacht. Pünktlich zur Wende verwirklichte er 1990 das langgehegte Projekt einer eigenen Zeitschrift. Unter dem von T. S. Eliot entlehnten Motto »Style and Order« war der Umschlag in schlichtem Grau gehalten, als Emblem diente der Grundriß des Castel del Monte, entsprechend dem kühnen Programm der Wiederbelebung einer ghibellinischen Reichsidee, an der Sander mit provozierender Unbeirrtheit festhielt. Fixe Einrichtungen bis zum Ende der *Staatsbriefe* im Jahre 2001 blieben die funkelnd geschliffenen Leitartikel Sanders, die Berichte und Betrachtungen von Wolfgang Strauss über Rußland, der Nachdruck vergessener Texte aus der Konservativen Revolution und die der Kontroverse gewidmeten Seiten unter dem Titel »In arte disputandi«. Sanders Hoffnung, mit der Zeitschrift alle zu versammeln, »die sich der Renaissance des nationalen Denkens« verschrieben hatten, »ob links, ob rechts, ob heidnisch, ob christlich«, zerschlug sich jedoch bald, aus Mangel an Lesern ebenso wie an wirklich guten Autoren. Waren zu Beginn noch viele aus *Criticón* bekannte Köpfe mit an Bord, wie Mohler, Zehm, Hans-Joachim Arndt, Robert Hepp oder Salcia Landmann, so waren am Ende nur noch wenige wirklich hochkarätige Federn wie Josef Schüsslburner oder Thor von Waldstein übriggeblieben.

Nach Jahren hat der einst mächtige Bann, den die *Staatsbriefe* auf mich ausgeübt haben, deutlich nachgelassen, vieles sehe ich nun kritischer, vieles geht mir gar massiv gegen den Strich. Aber einmal eingetaucht zu sein in diese Art von unerschrockener Totalopposition und unzeitgemäßer Radikalität, ist ein prägendes Erlebnis. Es macht einen gleichgültig gegen den Zeitgeist, und mutig zur Sezession und zur Avantgarde des Eigensinns. Und nirgendwo anders habe ich besser begriffen, daß Deutschland mehr ist, als seine wechselnden Regierungen, Staaten und Teilstaaten. Es ist ein »Lebewesen, das 2000 Jahre alt ist« (Alexander Kluge). Das Reich ist und bleibt die eigentliche politische Form und Heimat der Deutschen; das wird auch über alle Republiken der Zukunft hinweg Gültigkeit haben.

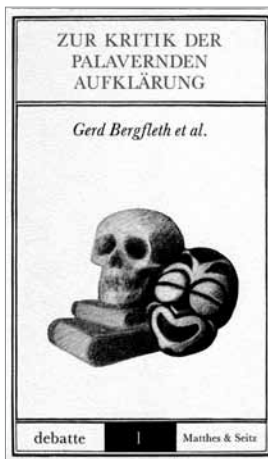
Der Sprung zur gänzlich anders gewickelten *Jungen Freiheit* mag nun etwas abrupt erscheinen. Was kann man dazu noch sagen, was nicht schon gesagt worden ist? Wir alle haben schon einmal auf sie geschimpft, waren genervt von dem nicht immer geschmackssicheren populärpatriotischen Tonfall und die zum Teil skurrilen, unter dem Zwang zum Affirmativen kompilierten Fotomontagen auf der Titelseite, waren enttäuscht über die Anpassungen an den Mainstream, trauerten wehmütig den guten alten Zeiten nach, als die Linie – wie wir uns zu erinnern glauben – gepfeffert, provokanter und schneidiger als heute war. Aber man kann es drehen und wenden, wie man will: Die *Junge Freiheit* bleibt unser aller Einstiegsdroge und unser aller Mutti, und ohne den beachtlichen Spielraum, den das 1986 als Schülerzeitung gegründete Blatt gegen alle Widerstände und Wahrscheinlichkeiten finanzieller und politischer Art erkämpft hat, hätte die rechte Publizistik in Deutschland heute kaum eine Fußbreite Boden unter den Füßen. Diesen den Nachkommenden zu bestellen, haben die Mohlers, Schrenk-Notzings und Sanders nämlich sträflich versäumt. Da bedurfte es schon eines Besessenen wie Dieter Stein (1967), der dieses Gelände zu besetzen und zu halten wußte.

Man wünscht der *Jungen Freiheit* für die Zukunft mehr Leser, mehr Breitenwirkung, mehr Geld, mehr wirklich gute Autoren, aber auch, daß sie ihr Profil nicht preisgibt, und sich diesen eigentümlichen, widerständigen Idealismus bewahrt, der für ihre Macher ebenso wie für ihre Leser so charakteristisch ist.

## Rechte Intelligenz

von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

GERD BERGFLETH wurde 1936 geboren, studierte Philosophie, Literaturwissenschaft und Gräzistik. Seine Heimat Dithmarschen ist ein Synonym für deutsche Widerständigkeit, dementsprechend hat man es bei Bergfleth mit einem ausgesprochenen und widerborstigen Einzelgänger zu tun, der sich altersgemäß, aber nur vor-



übergehend den Achtundsechzigern anschloß, um dann den Konflikt zwischen den eigenen und deren Anschauungen zu erkennen. Das hatte auch mit seiner Bezugnahme auf Georges Bataille zu tun, dessen Werk er in Deutschland herausgibt und zu erheblichen Teilen übersetzt hat. Bergfleths *Theorie der Verschwendung* geht ganz wesentlich auf diesen Einfluß zurück.

Den Ruf als Hauptfigur der »Matthes-und-Seitz-Faschisten« (*Die Zeit*) verdankt Bergfleth allerdings seiner *Kritik der palavernden Aufklärung* (1984), einer scharf rationalismuseindlichen Schrift, die ihn für Augenblicke der Existenz als einsamer Denker entriß und in Kontakt mit der politischen Gegenseite brachte. Sein Beitrag in dem Sammelband *Die selbstbewußte Nation* über »Erde und Heimat« zeigte die Fruchtbarkeit der neuen Verbindung. Nach Auskunft seines Verlages arbeitet er momentan an einem Buch über Ernst Jünger. (KHW)

HELLMUT DIWALD wurde 1924 in einem kleinen Ort in Mähren geboren, 1938 zog die Familie nach Nürnberg. Als Soldat machte er das Notabitur und belegte einige Semester Maschinenbau. Nach dem Krieg schloß er das Studium als Ingenieur ab und studierte anschließend Philosophie, Germanistik und Geschichte in Hamburg und Erlangen. 1952 wurde er bei Hans-Joachim Schoeps in Erlangen promoviert, war dort Assistent und habilitierte sich ebenfalls in Erlangen 1958 in Geistesgeschichte. Auf Anregung von Schoeps gab er eine Auswahl aus dem Nachlaß von Ernst Ludwig von Gerlach heraus und lehrte von 1965 bis 1989 in Erlangen Mittlere und Neuere Geschichte. Noch vor Golo Manns berühmten Buch konnte Diwald mit einer Wallenstein-Biographie (1969) einen ersten, großen Bucherfolg feiern. Bis zum Ende der siebziger Jahre galt Diwald als hervorragender Hi-



storiker, der es verstand, dem breiten Publikum Geschichte auf hohem Niveau zu vermitteln. Daran änderte auch seine konservative Haltung nichts (*Die Anerkennung*, 1970). Zahlreiche Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften sowie regelmäßige Fernsehauftritte zeugen davon. Das änderte sich 1978 mit Erscheinen sei-

ner *Geschichte der Deutschen*, in der er die Ausbeutung eines der »grauenhaftesten Geschehnisse der Moderne durch bewußte Irreführungen, Täuschungen, Übertreibungen« zur »totalen Disqualifikation eines Volkes« beklagte. Das wurde als Tabubruch wahrgenommen und als Beginn einer »Re-Nationalisierung« bezeichnet. Die Passagen wurden bereits in der zweiten Auflage geändert. Diwald galt seitdem als Revisionsist und damit als Außenseiter in der Geschichtswissenschaft. In der Folge begann er sich politisch stärker zu engagieren und bald kaum noch Rücksichten zu nehmen. Er war Mitbegründer der Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle Ingolstadt (1981) und des Deutschlandrates in Bad Homburg (1983), dem außerdem noch Hans-Joachim Arndt, Robert Hepp, Armin Mohler, Franz Schönhuber, Wolfgang Seiffert und Bernard Willms angehörten, und er unterstützte die Republikaner als Berater. Bei seinem Eintreten für die deutsche Einheit konnte sich noch auf ein recht intaktes Netzwerk von Verlagen stützen, das es ihm ermöglichte, auch in den achtziger Jahren noch historische Bestseller zu schreiben. Sein Ziel war es, die deutsche Identität und Einheit über den Weg des historischen Zusammengehörigkeitsgefühls zu retten (*Mut zur Geschichte*, 1983). Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR unternahm er mit *Deutschland einig Vaterland* (1990) seinen letzten Versuch, Geschichte im Sinne einer selbstbewußten Nation zu schreiben und der Wiedervereinigung so einen nationalen Stempel aufzudrücken. Diwald starb 1993 in Würzburg. (EL)

HANS DOMIZLAFF, ein »Mann wie ein Ozeanriese« (Armin Mohler), geboren 1892 in Frankfurt a.M., machte sich schon in jungen Jahren einen Namen als Kunstmaler. Nach dem Ersten Weltkrieg wandte Domizlaff sich allerdings dem Industriedesign und der Werbeberatung zu und entwarf ein Konzept der »Markentechnik« zuerst für die Firma Reemtsma, dann für Siemens, das in vielem bis heute Geltung beanspruchen kann. Den Grundgedanken solcher Markentechnik hielt Domizlaff auch im politischen Bereich für anwendbar und schrieb 1932 ein Buch *Propagandamittel der Staatsidee*, das dazu helfen sollte, der Weimarer Republik im Kampf gegen ihre totalitären Feinde jenes Ansehen zu verschaffen, das sie benötigte, um in den Köpfen und Herzen ihrer Bürger einen Platz zu finden. Nach Domizlaffs Aussage soll sich Brüning lebhaft für seinen Plan interessiert haben, aber der rasche Zusammenbruch der Demokratie machte jede praktische Umsetzung unmöglich.

Schon in *Propagandamittel* kam ein ausgesprochen konservatives – im Hinblick auf massenpsychologische Erwägungen könnte man sagen: zynisches – Menschenbild zum Tragen, das bei Domizlaff allerdings ein Widerlager fand in seiner ausgeprägten Christlichkeit und einem paternalistischen Verständnis der sozialen Ordnung. Beide Aspekte spielten auch nach 1945 eine wichtige Rolle in seinem Denken und mehreren Schriften, die nie für eine breitere Öff-

entlichkeit gedacht waren, sondern als Privatdrucke erschienen. Der esoterische Charakter kam vor allem zum Ausdruck im Hinblick auf das *Brevier für Könige* (1950) und *Die Seele des Staates. Ein Regelbuch der Elite* (1957). Das *Regelbuch* war im Grunde ein Versuch, die *arcana imperii* zu klären und die junge Bundesrepublik vor dem Schicksal Weimars zu bewahren, das nach Meinung von Domizlaff an einem naiven



Staats- und Politikverständnis zu Grunde gegangen war. Die Offenlegung von *arcana* ist allerdings immer ein Problem und in ganz besonderem Maß, wenn es um so heikle Wahrheiten wie die ging, die Domizlaff vorzustellen hatte.

Nach heftigen Protesten mußte das *Regelbuch* schließlich zurückgezogen werden, und Domizlaff hat sich später nicht mehr explizit zu politischen Fragen geäußert. Sein subkutaner Einfluß darf allerdings nicht unterschätzt werden. Er starb 1971 in Hamburg. (KHW)

HENNING EICHBERG wurde 1942 im schlesischen Schweidnitz geboren, verbrachte seine Kindheit nach der Flucht in der DDR, bevor seine Familie nach Hamburg übersiedelte. Er kam ursprünglich aus dem Lager der Neutralisten und geriet dann an parteipolitisch »ungebundene Zirkel der Rechten« um die Zeitschrift *Nation Europa*, während die Mitgliedschaft in der CDU zwischen 1964 und 1968 eher als Ausgangspunkt einer Unterwanderungsstrategie diente. Die hatte auch mit Eichbergs Plan zu tun, die Ideologiefreundschaft und Rückwärtsgerichtetheit der deutschen Rechten hinter sich zu lassen. Er setzte auf Terminologie und Konzepte, die sonst bevorzugt von der Linken verwendet worden waren, zitierte in der Auseinandersetzung Lenin oder Mao und übernahm bestimmte Argumente – »Demokratisierung«, Kritik des »Establishments« – nicht aus taktischen Gründen, sondern weil sie ihm zeitgemäß erschienen. Was Eichberg in den unruhigen Jahren 1967/68 anstrebte, war eine »Alternativpartei«, weder bürgerlich noch marxistisch, die die Dynamik der jugendlichen Revolte in sich aufnehmen und sinnvoll umlenken sollte. Er selbst wollte nicht Führer, sondern Theoretiker einer solchen Bewegung sein.

Deutlicher als in den Veröffentlichungen, die damals unter seinem Namen erschienen, wird das an jenen Texten, die er als »Hartwig Singer« schrieb. Seit dem Frühjahr 1967 hatte er unter diesem Pseudonym in der Zeitschrift *Junges Forum* eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die die Möglichkeiten eines »progressiven Nationalismus« ausloteten. Eichberg interessierte sich zwar auch für verschiedene neokonservative Bewegungen, aber sein Hauptaugenmerk galt damals den »europäischen Nationalisten« und dem Versuch, eine geschlossene rechte Ideologie zu schaffen. Die sollte auf einer »neuen Rationalität« beruhen, die sich später an der Erkenntnistheorie des »Wiener Kreises« orientierte und Ergebnisse der Sozial- wie Naturwissenschaften nutzen, um mit dem unbrauchbar gewordenen Traditionsbestand – unter Einschluß des Christentums – aufzuräumen.

Eichberg betonte das »Futuristische« seines Entwurfs, den er als Ergebnis der Entwicklung eines spezifischen »okzidental Syndroms« betrachtete. »Nationalismus« war insofern weder Nostalgie noch »Blut und Boden«, sondern eine revolutionäre Kraft, die erst in der Industriegesellschaft vollständig zur Durchsetzung kam und »nationale Identität« zum Bezugspunkt einer neuen Ordnung machte. Vieles von dem, was er vortrug, war inspiriert durch das französische Vorbild einer neuen rechten Intelligenz, da der »betonte Irrationalismus des deutschen Natio-



nalismus« seiner Meinung nach verhinderte, eine adäquate Weltanschauung zu begründen.

Eichbergs Versuche, die französischen Ansätze auf Deutschland zu übertragen, scheiterten in den siebziger Jahren ebenso wie seine Bemühungen, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Daraus zog er zwei Konsequenzen: die Umdeutung des nationalrevolutionären zu einem linken Ansatz und die Übersiedlung nach Dänemark, wo er als Sportsoziologe an verschiedenen Universitäten arbeitete. Obwohl das von Gegnern aus dem antifaschistischen Milieu immer wieder in Abrede gestellt wird, hat sich Eichberg mit seiner »volklichen«, an den skandinavischen Basisnationalismus anknüpfenden Weltanschauung und mit seiner theoretischen Materialismus-Konzeption eindeutig auf die Seite der Linken geschlagen. (KHW)

JOHANNES GROSS wurde 1932 in einer kleinen rheinischen Ortschaft geboren, studierte nach dem Abitur Jura und Philosophie, um sich dann dem Journalismus zuzuwenden. In jungen Jahren hatte er über Rüdiger Altmann Kontakt zu Carl Schmitt gefunden und gehörte schon Ende der fünfziger Jahre zu dessen »Hof« (Dirk van Laak). Die Wertschätzung des Meisters wurde



nicht dadurch beeinträchtigt, daß Gross einer liberalen Umdeutung Schmitts zuneigte, die es ihm einerseits ermöglichte, als Berater von Ludwig Erhard (zusammen mit Altmann) den Begriff der »formierten Gesellschaft« zu lancieren, andererseits den Ruch des »Rechten« stets zu meiden. Entsprechend steil verlief seine Karriere (trotz '68), vom Ressortchef Politik der *Deutschen Zeitung* über die Leitung der politischen Abteilung des Deutschlandfunks bis zur Chefredaktion des Wirtschaftsmagazins *Impulse* und Vorstandsmitgliedschaft bei Gruner + Jahr. Daneben moderierte Gross zwischen 1977 und 1984 die *Bonner Runde* des ZDF. Auf ernsthaften Widerstand traf er eigentlich nur, als er 1983 zusammen mit Peter Scholl-Latour die Chefredaktion des *Stern* übernehmen sollte und dieser Schritt am Widerstand der Belegschaft gegen den »Rechtsruck« scheiterte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Gross unter Konservativen vor allem einen Namen wegen seines im *FAZ-Magazin* erscheinenden *Notizbuchs* und dessen glänzenden Aphorismen. Franz-Josef Strauß meinte, Gross küsse alle seine Worte. Darin lag auch die Feststellung eines besonders hohen Maßes an Eitelkeit eines sehr begabten Mannes, der allerdings früh – in seinem Buch *Die Deutschen* (1967) – hatte erkennen lassen, daß die entscheidenden politischen Fragen erledigt, jedenfalls keine Anstrengung von seiner Seite mehr wert seien. Gross starb überraschend 1999. (KHW)

ROBERT HEPP wurde 1938 in Langenenslingen, einem kleinen Ort in Oberschwaben, geboren, kam als Student in Kontakt zu Armin Mohler, der ihn in den Kreis Carl Schmitts einführte und unter dessen Einfluß er mit seinem Bruder eine »Katholische«, dann »Konservative Front« bildete. Hepp hatte von früh an eine aktivistische Neigung, wurde nach einem Eklat im Oberseminar von Theodor Eschenburg der Universi-

9 Achtung, Katholische  
Waldgänger, Bomben-  
Explosionsgefahr!

Robert Hepp  
5. IX. 61

Eintrag in das Gästebuch  
Armin Mohlers

tät Tübingen verwiesen und nährte seinen Widerwillen gegen eine konservative als defensive Programmatik. Schon in einem Text von 1962 äußerte er, daß es nötig sei, eine »neue Rechte« zu formieren, die den Kampf gegen das liberale Establishment genauso führen sollte wie den gegen die Linke. Danach ist Hepp in den sechziger Jahren nicht weiter politisch hervorgetreten, sondern konzentrierte sich auf den Abschluß seiner Dissertation (1967 über »Politische Theologie« in der Weimarer Republik bei Hans-Joachim Schoeps) und seine akademische Laufbahn. 1977 erhielt er einen Ruf an die Universität Osnabrück als Ordinarius für Soziologie. Zu diesem Zeitpunkt hatte Hepp seine publizistische Tätigkeit schon wieder aufgenommen, vor allem im Umfeld von *Criticón*. Dabei fiel neben der Brillanz seiner Argumentation vor allem die Tendenz zur Zuspitzung auf. Beide Eigenschaften traten auch an seinem Hauptwerk, dem 1988 erschienenen Buch *Die Endlösung der Deutschen Frage*, hervor. Hepp entwickelte hier die Grundzüge einer »politischen Demographie« für Deutsche mit dem Ziel, die absehbar katastrophalen Folgen des Geburtendefizits und der verstärkten Einwanderung zu thematisieren.

Einen praktischen Erfolg hatte diese Mahnung in vorletzter Stunde aber nicht, und in der Folgezeit trat Hepp zwar noch mehrfach mit ausgesprochen scharf formulierten Stellungnahmen zur politischen Entwicklung hervor (die auch langwierige juristische Auseinandersetzungen zur Konsequenz hatten), zog sich aber seit den neunziger Jahren mehr oder weniger skeptisch aus der aktiven Teilnahme an den Debatten zurück. (KHW)

GERD-KLAUS KALTENBRUNNER wurde 1939 in Wien geboren, übersiedelte nach einem Studium der Rechtswissenschaft 1962 nach Deutschland und arbeitete zunächst für verschiedene Verlage als Lektor. Noch in dieser Eigenschaft gab er den Sammelband *Rekonstruktion des Konservatismus* (1972) heraus und konnte damit wenige Jahre nach '68 die Grundlagen für einen möglichen politischen Gegenentwurf liefern. Kaltenbrunner ging dabei von der Einsicht aus, daß der Konservatismus zunächst die Hege- monie im Geistigen erlangen müsse, bevor politische Konsequenzen durchsetzbar seien. Im

Hintergrund stand seine Überzeugung, daß die »ökonomischen Verhältnisse« nur den Rahmen für die entscheidenden Ereignisse abgeben: Ideen und Utopien siegen demnach einfach dadurch, »daß sich genügend ›Verrückte‹ finden, die bereit sind, dafür zu kämpfen und sich, wenn's sein muß, auch töten zu lassen«. Kaltenbrunner sah seine Aufgabe im Bewahren der Tradition des Konservatismus sowie im gegenwartsbezogenen Weiterdenken. Die von ihm initiierte und herausgegebene Taschenbuchreihe *Herderbücherei Initiative* (1974–1988) diente diesem Ziel. Auf hohem Niveau wurden aktuelle Fragen von verschiedenen Autoren auf dem Hintergrund der konservativen Tradition bearbeitet. Kaltenbrunners Einleitungen wurden dabei lagerübergreifend als scharfsinnig und bedenkenswert gelobt. Die schönen, oft mehrdeutigen Titel der einzelnen Bände prägten sich ein: *Die Zukunft der Vergangenheit* (1975), *Tragik der Abtrünnigen* (1980), *Unser Epigonen-Schicksal* (1980). Bereits der erste Titel *Plädoyer für die Vernunft: Signale einer Tendenzwende* (1974) wurde als »Tendenzwende« zu einem Schlagwort unter Konservativen und Rechten. Parallel zu den aktuellen Analysen kümmerte sich Kaltenbrunner weiterhin um die Quellen des Konservatismus. Sein dreibändiges Werk *Europa. Seine geistigen Quellen in Portraits aus zwei Jahrtausenden* (1981–1985) und die Fortsetzung *Vom Geist Europas* (1987–1992) sind hier zu nennen. Mit dem



Begriff Konservatismus war auch Kaltenbrunner nicht glücklich: Mit der Weltbewahrung allein wäre es nicht getan und geborene Konservative gebe es im Zeitalter des Fortschritts nicht mehr. Kaltenbrunner bemühte sich deshalb um eine konservative Theorie. Nach dem 75. Band wurde die *Initiative*-Reihe eingestellt. Kaltenbrunner beschäftigt sich seither mit Biographien zur Geschichte des frühen Christentums. Seine letzten Veröffentlichungen tragen esoterischen Charakter: *Johannes ist sein Name* (1993) *Dionysius vom Areopag* (1996). Kaltenbrunner lebt zurückgezogen im Schwarzwald und publiziert nicht mehr. (EL)

HANNO KESTING wurde 1925 in der Nähe von Gelsenkirchen geboren, erlebte die beiden letzten Kriegsjahre als Soldat; an den Folgen einer Verwundung litt er lebenslang. Nach der Entlassung aus britischer Kriegsgefangenschaft nahm er ein

Studium in Heidelberg auf und gehörte zum Umfeld des Soziologen Alfred Weber. Mit Reinhart Koselleck und Nicolaus Sombart bildete er die Basismannschaft des »Archiv für Raumplanung und Weltbürgerkrieg«, dessen Konzeption allerdings wesentlich stärker von Carl Schmitt als von Weber beeinflusst war. Unter den dreien hat Kesting sich der Lehre Schmitts am stärksten geöffnet, was vor allem an seinem magistralen Werk *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* (1959) ablesbar wurde, in dem er die These vertrat, daß seit der Französischen Revolution eine globale Auseinandersetzung zwischen ideologischen Lagern geführt werde, bei dem letztlich die feindlichen Brüder der linken Partei – kapitalistische Demokratie und Sowjetsystem – über die rechte Partei – zuletzt in Gestalt von Faschismus und Nationalsozialismus – gesiegt hätten.

Die tief pessimistische Weltsicht dieses Buches hat Kesting nicht gehindert, mit einem gewissen Geschick seine berufliche Laufbahn zu verfolgen. Nach einiger Zeit auf verschiedenen Universitätsstellen übernahm er kurzzeitig das Kulturreisort der *Frankfurter Rundschau* und kam dann 1964 als Assistent Arnold Gehlens nach Speyer. Dort habilitierte er sich mit einer Arbeit über Öffentlichkeit und Propaganda (die erst posthum veröffentlicht wurde). 1968 erhielt er einen Ruf an die Universität Bochum und übernahm ein Ordinariat für Soziologie. Allerdings wandte sich Kesting mit großer Schärfe gegen die studentische Linke wie gegen den Opportunismus seiner Kollegen und isolierte sich im Lehrkörper vollständig. Wenige Jahre später, 1975, starb er an den Folgen einer Operation. (KHW)

ERIK VON KUEHNELT-LEDDIHN, eigentlich Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn, nach seinem Selbstverständnis ein »katholischer rechtsradikaler Liberaler«, gewann seine politischen Überzeugungen aus der vitalen Tradition, in der er stand. 1909 geboren, hatte er den Untergang des Habsburgerreiches zwar nur als Kind erlebt, aber innerlich nie akzeptiert. Kuehnelt-Leddihn blieb zeitlebens Monarchist und – damit eng verbunden – Verfechter eines Katholizismus klassischer Prägung.

Aus dieser Orientierung resultierte seine Feindseligkeit gegenüber jeder Art von Gleichmacherei oder Gottlosigkeit, er bekämpfte den »Demoliberalismus« ebenso wie den Faschismus oder Kommunismus. Seine Sympathie gehörte der alteuropäischen *societas civilis*, einer aristokratischen, an den Glauben und die Geschichte gebundenen Ordnung. Das erklärte weiter die eigentümlich prowestliche Ausrichtung Kuehnelt-Leddihns, die nicht nur mit seinem lebenslangen Kampf gegen das sowjetische System, sondern auch mit der ursprünglichen Verfassung der USA zu tun hatte, in der er viel von dem verwirklicht sah, was seinem Gesellschaftsideal entsprach. Nach seinem Studium in Wien und Budapest (Jura, Theologie, Osteuropakunde; Promotion in Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre) war er 1937 in die Verei-

nigten Staaten gegangen und hatte dort an verschiedenen katholischen Hochschulen gelehrt.

Erst nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft kam Kuehnelt-Leddihn in seine österreichische Heimat zurück und lebte ab 1947 als Privatgelehrter in Tirol. Neben mehreren Romanen und einzelnen Kampfschriften veröffentlichte er als Hauptwerk *Freiheit oder*



Die drei »G« – Gaskammer, Guillotine, Gulag; Öbild von Kuehnelt-Leddihn, 1970er Jahre

*Gleichheit* (1953), eine scharfe Abrechnung mit den »Ideen von 1789«, vor allem dem Egalitarismus. Das Buch ist wie alle späteren politischen Arbeiten Kuehnelt-Leddihns charakterisiert durch außerordentlichen Kenntnisreichtum, einen sehr eigenwilligen Standpunkt und gnadenlose Urteile. Ernst Jünger sagte über ihn: »Eine einsame Stechpalme, die im Humus des alten Österreich verwurzelt ist. Ein Beleg dafür, daß es heute weder Schulen, noch Eliten, sondern nur noch Solitäre gibt.« Kuehnelt-Leddihn starb 1999. (KHW)

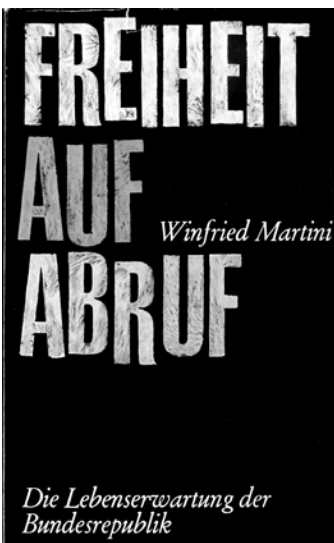
WINFRIED MARTINI wurde 1905 in Hannover geboren, war nach dem Abitur kurzzeitig in der väterlichen Fabrik beschäftigt und studierte dann Rechtswissenschaften in Frankfurt am Main und Berlin. Seine Promotion gab er zugunsten des Journalismus auf und war von 1935 bis 1937 Nahostkorrespondent der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* in Jerusalem. Nach einer Tätigkeit beim Auswärtigen Amt arbeitete er als Korrespondent in Stockholm. 1943 erhielt er aus politischen Gründen Berufsverbot, wurde 1944 zur Wehrmacht eingezogen und geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Als Unbelasteter konnte er direkt nach Kriegsende wieder als Journalist, unter anderem für *Die Welt* und *Christ und Welt*, arbeiten und war Kommentator beim Bayerischen Rundfunk. Er schrieb aber auch für *Die Zeit* und behandelte dort vor allem die Themen Judentum und arabischer Nationalismus. Als Buchautor sorgte er mit zwei Publi-



Sit-in für die Freilassung Maschkes in Wien

kationen für Aufsehen, in denen er die »beiden Grundprinzipien der Bundesrepublik: die unbedingte Westbindung und den ebenso unbedingten Antikommunismus« (Mohler) begründete.

In *Das Ende aller Sicherheit. Eine Kritik des Westens* (1954) stellte er die Frage nach der Krisenanfälligkeit der Demokratie. Demokratie sei kein Selbstzweck, sondern müsse am Kriterium der Wehrhaftigkeit (gegenüber der kommunistischen Bedrohung) gemessen werden. Martini bezweifelte, daß die westlichen Demokratien dem Kommunismus auf Dauer standhalten könnten. 1960 analysierte er unter dieser Maßgabe die Bundesrepublik: *Freiheit auf Ab-*



ruf. Darin attestierte er der Bundesrepublik nur eine geringe Lebenserwartung. Martini nannte diese Kritik »konstruktiven Pessimismus«, weil nur so die Mängel des Staates rechtzeitig erkannt und abgestellt werden könnten. Sein Pessimismus konnte sich nicht beweisen, weil der Ernstfall ausblieb. Martini galt seitdem als Etatist in der Nachfolge Carl Schmitts, mit dem er einen umfangreichen Briefwechsel führte. In seinem Buch *Der Sieger schreibt die Geschichte. Anmerkungen zur Zeitgeschichte* (1991), einer Geschichtsbetrachtung aus dem Blickwinkel des Augenzeugen, finden sich interessante Einblicke in die Wirklichkeit des Dritten Reiches. Martini hoffte wie viele andere, daß die Wiedervereinigung zu einer Normalisierung des Umgangs der Deutschen mit ihrer Geschichte führen würde. Martini starb 1991 in Bad Endorf. (EL)

GÜNTER MASCHKE wurde 1943 in Erfurt geboren und kam 1949 als Adoptivkind mit seiner Familie nach Trier. Er verließ mit der mittleren Reife die Schule und absolvierte eine Lehre als Versicherungskaufmann, schloß sich der illegalen KPD an und besuchte Vorlesungen an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Maschke kam dadurch in Kontakt mit der linken studentischen Szene, wechselte nach Tübingen und hörte Philosophie bei Ernst Bloch. Gleichzeitig arbeitete er als Redakteur einer marxistischen Studentenzeitung und beteiligte sich an der »Subversiven Aktion«, einem Vorläufer der legendären »Kommune 1«. 1965 desertierte Maschke aus der Bundeswehr und floh nach Paris, konnte dort allerdings keinen Unterschlupf finden und kam über Zürich nach Wien, wo er bald zu den Zentralfiguren der Neuen Linken gehörte. Nach einer Anti-Vietnam-Demonstration wurde er 1967 verhaftet. Ein Sitzstreik vor dem Polizeigefängnis verhinderte die geplante Auslieferung an die Bundesrepublik, und die österreichischen Behörden erlaubten Maschke die Abreise nach Kuba, dem einzigen Staat, der bereit war, ihm Asyl zu gewähren.

Die Armut und der totalitäre Charakter des dortigen Systems behagten ihm aber so wenig wie der kapitalistische Westdeutschlands. Wegen »konterrevolutionärer Verschwörung« erneut inhaftiert, schob ihn die kubanische Regierung nach Madrid ab. Schließlich kehrte Maschke in die Bundesrepublik zurück, trat die ausstehende Gefängnisstrafe an und arbeitete nach seiner Freilassung als Journalist. Viele seiner Arbeiten dienten der Selbstkritik, zuerst aus einer unorthodox-linken, dann aus einer liberalen, zuletzt aus einer konservativen Position. Sein Orientierungspunkt wurde Carl Schmitt, dessen Schriften er schon länger gekannt, aber als Äußerungen des Feindes wahrgenommen hatte. Das änderte sich dramatisch seit dem Ende der siebziger Jahre. Jedenfalls zeigten viele Texte, die er als Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen* veröffentlichte, einen zunehmend schärferen Ton. Maschke bediente sich einer an Schmitt geschulten Begrifflichkeit und einer Lust, den Gegner zu reizen, die nur geduldet wurde, so lange ihm der Ruf anhing, ein seltsamer Linker, aber eben doch ein Linker zu sein. Das änderte sich nach einem Generalangriff auf Jürgen Habermas, der Maschkes Ausscheiden aus der *FAZ* erzwang.

Seitdem hat Maschke als »heimatloser Rechter«, Exeget und Fortsetzer Schmitts Außerordentliches geleistet und geholfen, die großen Konterrevolutionäre – allen voran Donoso Cortés – der Vergessenheit zu entreißen. Sein prägender Einfluß auf das Programm des Wiener Karolinger-Verlages oder die von ihm mit herausgegebene Zeitschrift *Etappe* sprechen für sich. (KHW)

WILLIAM S. SCHLAMM wurde 1904 unter dem Namen Wilhelm Siegmund Schlamm als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns in Galizien geboren, geriet schon als Jugendlicher unter linksradikalen Einfluß und schloß sich am Ende des Ersten Weltkriegs der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs an; als Funktionär der Jugendinternationale wurde der Sechzehnjährige von Lenin in Moskau empfangen. Nach dem Abitur arbeitete Schlamm als Redakteur der Parteizeitung *Rote Fahne* und gehörte zum revolutionären Flügel der KP. Trotzdem wurde er 1928 wegen »Rechtsabweichung« ausgeschlossen, kam in Kontakt zu Carl von Ossietzky und übernahm 1933 die Chefredaktion der von Berlin nach Wien übersiedelten *Weltbühne*. Kurz darauf ging er selbst nach Prag ins Exil, 1938 floh



er angesichts der drohenden Besetzung durch die Wehrmacht in die USA. Hier brach er endgültig mit der Linken, kam in Kontakt mit einem anderen wichtigen Renegaten, James Burnham, außerdem mit dem geistigen Führer der amerikanischen Konservativen, Russell Kirk, und dem Finanzier der Bewegung, William S. Buckley. Schlamm veranlaßte Buckley, 1951 die bis heute einflußreiche konservative Zeitschrift *National Review* zu gründen und wandte sich selbst einer scharfen Agitation gegen die kommunistische Unterwanderung des Westens, aber auch gegen den fatalen Einfluß des linksliberalen Establishments, zu. 1959 kehrte Schlamm nach Europa zurück. Er glaubte, daß der alte Kontinent noch gefährdeter sei als die USA und setzte seinen publizistischen Kampf fort, verschärfte sogar den Tonfall. Die Wirkung seiner Deutschland-Analyse in dem Buch *Die Grenzen des Wunders* (1957) war erheblich, öffentliche Vorträge oder Debatten (mit Erich Kuby zum Beispiel) zogen ein großes Publikum an. Seine Forderung, daß die NATO kriegsfähig und kriegsbereit werden müsse, um dem Ostblock standzuhalten, machte Schlamm zu einem der bestgehaßten Männer

der Progressiven; Rudolf Augstein rutschte der Satz heraus: »Ich wünschte, ich wäre Jude, damit ich Schlamm an den Pelz könnte.«

In der Folgezeit gehörte Schlamm zum Kern der konservativen Publizistik Westdeutschlands, ein ebenso gefürchteter wie bewunderter Polemiker, verfügte er über eine vielgelesene Kolumne im *Stern*, dann in der *Welt am Sonntag* und schrieb mehrere Bücher, in denen er sich kritisch mit dem Linkstrend der Gesellschaft auseinandersetzte. Obwohl er die Rückendeckung von Franz-Josef Strauß hatte, fiel Schlamm Anfang der siebziger Jahre einer ideologischen Frontbegradigung zum Opfer und verlor seine Stellung im Springer-Konzern. Er gründete daraufhin die Zeitschrift *Zeitbühne* – eine Art *Weltbühne* von rechts – die ohne Zweifel zu den einflußreichsten Organen des konservativen Flügels der Union gehörte, allerdings der Spitze der »grundsätzlich opportunistischen CDU« (Schlamm *dixit*) ein Dorn im Auge war, da Schlamm für eine bundesweite Ausdehnung der CSU als »vierter Partei« plädierte. Schlamm starb 1978 in Salzburg. (KHW)

HANS-GEORG VON STUDNITZ war »einer der letzten Vertreter des konservativen Journalismus in Deutschland« (Caspar von Schrenck-Notzing). Ob als Redakteur der *Zeit* oder von *Christ und Welt*, als Mitarbeiter von *Welt* und *Welt am Sonntag*: Seine Stellungnahmen hatten immer etwas Eindeutiges, Verteidigung der Überlieferung unter überlieferungsfeindlichen Bedingungen. Die Selbstverständlichkeit, mit der Studnitz seinen Standpunkt bezog, ging darauf zurück, daß er ein »geborener«, kein »gemachter« Konservativer war. Für Studnitz war in jungen Jahren keine andere Laufbahn als die des Offiziers denkbar, was damit zusammenhing, daß der 1907 Geborene aus einer preußischen Soldatenfamilie stammte, die sich selbstverständlich als Stütze der Hohenzollernmonarchie betrachtete.

Studnitz war aber kein Nostalgiker, sah sich unter den Bedingungen der Weimarer Republik klaglos nach einem zivilen Beruf um, erlernte den des Bankkaufmanns, wechselte dann jedoch in den Journalismus. Dabei kamen ihm Weltgewandtheit und Sprachenkenntnis besonders zugute. Er arbeitete als Auslandskorrespondent für den Scherl-Konzern (Hugenberg), unter anderem als Berichterstatter aus Spanien während des Bürgerkriegs.

Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs hatte man Studnitz die »Aufsicht« über die Zeitungen im besetzten Holland übertragen. Diese Position verlor er rasch wieder, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß jüdische Mitarbeiter gedeckt wurden, und weiter erlaubte, daß man den Lesern Mitteilung über die Zensurmaßnahmen der deutschen Behörden machte. Studnitz wurde in die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes versetzt, wo er bis zum Kriegsende verblieb; seine Aufzeichnungen aus der Endphase des Krieges veröffentlichte er später unter dem Titel *Als Berlin brannte*. Er starb 1993.



Nach 1945 spielte Studnitz eine wichtige Rolle für den Wiederaufbau der westdeutschen Publizistik und berichtete schon für die *Zeit* über das Nürnberger Tribunal. Er schrieb außerdem während der sechziger Jahre mehrere Bücher (*Bismarck in Bonn*, 1964; *Glanz und keine Gloria*, 1965; *Rettet die Bundeswehr!*, 1967; *Ist Gott Mitläufer?*, 1969), in denen er sich nicht nur als konservativer Beobachter des Zeitgeschehens, sondern auch als scharfzüngiger Polemiker erwies. Studnitz starb 1993. (KHW)

FRIEDRICH TENBRUCK wurde 1919 geboren und verstarb 1994; seine Familie setzte in die Todesanzeige »Ein Leben für die Wissenschaft ist zu Ende gegangen«. Das traf den Kern, denn Tenbruck trat nur selten politisch hervor, sondern konzentrierte sich in erster Linie auf seine Disziplin, die Soziologie. Allerdings führte ihn deren Entwicklung – Tenbruck sprach von einem »beispiellosen Aufstieg« – zu einer Außen-seiterposition. Er ging zwar nicht so weit wie sein Freund Helmut Schelsky – der »Anti-Soziologe« –, aber seine Kritik des Fachs hatte doch etwas Prinzipielles, ging über das Beklagen von Vereinnahmung oder Verfall des Niveaus in Forschung und Lehre hinaus. Was Tenbruck unter der Überschrift »Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen« behandelte, war eine Zurückweisung des Anspruchs seiner Disziplin, mit Hilfe von Schematisierungen die gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen, während es doch nur darum ging, durch Begriffe wie »Herrschaft«, »Schicht«, »Rolle«, die Wirklichkeit zu verstellen und der Soziologie einen Deutungsanspruch zu verschaffen, der mit Machtausübung viel, mit Wissenschaft sehr wenig zu tun hatte.

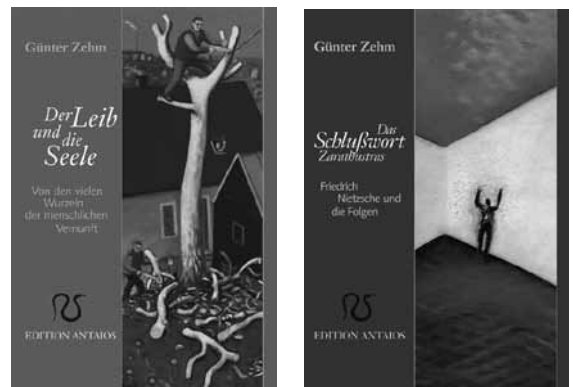
Das Ethos der Wissenschaft war es, das Tenbruck trieb, ein Widerwille gegen die Ideologisierung, jenen Prozeß, den er in seiner Zeit als Assistent Max Horkheimers in Frankfurt



während der sechziger Jahre genau beobachtet hatte und für fatal hielt. Fatal auch deshalb, weil in allen »neuen Lagen ... die alten Fragen« stecken, die die Linke erledigt geglaubt hatte, und die sich nicht erledigen lassen. Wahrscheinlich erklärt diese Einsicht, warum Tenbruck in seinen letzten Jahren immer deutlicher zur Verteidigung des Christentums oder doch der christlichen Tradition überging. Ein Weg, der

sich schon angedeutet hatte, als er 1978 auf dem Kongreß »Mut zur Erziehung« sprach und dort erklärte: »Ohne erzogene Menschen ist kein Staat zu machen, und ohne die eingeübte Vertrautheit mit überlieferter Kultur ist nicht zu erziehen.« (KHW)

GÜNTER ZEHM wurde 1933 im sächsischen Crimmitschau (Sachsen) als Sohn eines Textilingenieurs geboren; der Vater fiel im Krieg. Nach dem Abitur begann er 1952 ein Studium zuerst der Journalistik, später der Philosophie in Leipzig. Zehm gehörte bald zum Umfeld Ernst Blochs, dessen Lieblingsschüler er wurde. 1956 ging er als Dozent für Philosophie an die Friedrich-Schiller-Universität Jena. Weil Zehm sich kritisch zur Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes und über den Mangel an Meinungsfreiheit in der DDR äußerte, wurde er 1957 durch die Staatssicherheit verhaftet. Das Gericht verurteilte Zehm wegen »Boykotthetze« zu vier Jahren Zuchthaus (Waldheim, Torgau). Nach einer Amnestie 1960 entlassen, floh Zehm in den Westen, nahm das Studium der Philosophie (bei



Theodor W. Adorno) und der Kunstgeschichte in Frankfurt a. M. und der Biologie in Bonn wieder auf. Die Dissertation befaßte sich mit Sartre.

Seit 1963 arbeitete Zehm für die Tageszeitung *Die Welt*, zuerst als Korrespondent (USA, Mexiko), danach als Feuilletonredakteur, schließlich als Leiter des Feuilletons und stellvertretender Chefredakteur. In diesen Jahren, zwischen 1977 und 1989, war es ihm möglich, in der Zeitung vielen Konservativen – gelegentlich sogar Carl Schmitt – ein Forum zu verschaffen. Dann wurde auch diese Bastion geschleift: Aufgrund seiner mittlerweile als inopportun betrachteten Haltung zur Vorherrschaft der Linken, zur deutschen Teilung und der kommunistischen Herrschaft im Ostblock wurde Zehm aus dem Springer-Verlag herausgedrängt.

Eine gewisse Genugtuung bedeutete demgegenüber, daß er nach der Wende an die Universität Jena als Professor für Philosophie zurückkehren konnte; seine Darstellung der Philosophie liegt seit 2004 in mittlerweile sechs Bänden vor. Daneben ist Zehm weiter publizistisch tätig und zeigt sich in seiner *Pankraz-Kolumne* (seit 1975 in der *Welt*, dann im *Rheinischen Merkur* und seit 1995 in der *Jungen Freiheit*) als der, der die Dinge »immer aus eigensinnigen, niemals konformistischen Blickwinkeln« (Lorenz Jäger) betrachtet. (KHW)

## Schöne Literatur

Volker Mohr: *Morgenland. Roman*, Loco-Verlag: Schaffhausen 2010. 189 S., 22.50 €

Gibt es die »Möglichkeit einer Insel«? Der französische Schock-Literat Michel Houellebecq hat diese Frage im Titel eines 2005 erschienenen Romans aufgeworfen und verneint: Die Gesellschaft der Zukunft werde die »Insel«, dieses an das romantische Orplid erinnernde Refugium, nicht zulassen; keiner entkomme dem Heute. Wo Houellebecq in die Ausweglosigkeit hinein erzählt, formuliert der Schaffhausener Schriftsteller Volker Mohr in seinem neuen Roman *Morgenland* eine Alternative, gemäß dem Vers Hölderlins: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch«. Regina murmelt die zuversichtliche Prognose vor sich hin. Sie hat in einer menschenleeren Stadt auch noch ihren Mann Philipp verloren, mit dem sie zuvor für ein halbes Jahr auf einer Insel lebte – abseits von allem Getriebe, um »den zu Hause Gebliebenen zu beweisen, daß man problemlos auf den ganzen Luxus verzichten konnte.« Und nun das! Zurück auf dem Festland keine Menschenseele mehr, die Häuser verlassen, als »wäre der Stift einer Uhr herausgezogen worden, um eine genaue Einstellung vorzunehmen«. Aber die Bewohner kehren nicht zurück. Erst viel später im Roman erfährt man, wohin es die Masse zog, wie sie verführt wurde und wie das Rettende wachsen könnte angesichts einer umfassenden Bedrohung.

Volker Mohr hat – wie schon mit seinem Roman *Der Schlüssel* (besprochen in *Sezession* 35) – eine bedrückende Prognose gestellt. In Gedächtnisverlust und Bewußtseinszerfall sieht er die Ursachen für die Manipulierbarkeit ortloser Großstadtnomaden. Gerettet

ist nur eine kleine Schar. Deren Angehörige vermögen gegen den Gang der Masse eine eigene Gehrichtung einzuschlagen: Sie bleiben souverän. Und es blüht in ihrem Refugium das Spiel.

Daß nur im Spiel, im Rhythmus der Heiterkeit etwas gelingen oder sich fügen könne, ist wohl einer der Lieblingsgedanken Volker Mohrs, und dabei schaut ihm Friedrich Georg Jünger über die Schulter: Auch er hat das Lob des Spiels oft gesungen und der Gelassenheit einen hohen Stellenwert eingeräumt. Entscheidend an Mohrs heiterer Runde ist, daß dort keine Spaßvögel erwünscht sind. Denn im Spielen steckt eine Lebenslehre: Es dient nicht dem Fortschritt, nicht der Beschleunigung, nicht dem Konsum. Wer spielt, ist schon auf der Insel. Und ist nicht auch Reginas und Philipps Aufenthalt auf der Insel im Grunde ein Spiel gewesen, aus ökonomischer Sicht eine Unvernunft?

*Morgenland* ist ein Roman über die Möglichkeit, auf Inseln das zu erlernen, was auf dem Festland vonnöten sein wird. Damit ist nicht das Kochen mit Holz gemeint, sondern die Kunst, sich selbst aus dem Getriebe heraus- und innere Vorräte bereitzuhalten, wenn der schreckliche Morgen über dem Land anbricht. Man möchte dann zu denen gehören, die »noch vom eigenen Fundus zehren« können. Die »Insel« ist dabei vor allem ein inneres Reich: ein Bei-sich-sein, Identität.

Sabrina Janesch: *Katzenberge. Roman*, Aufbau: Berlin 2010. 304 S., 19.95 €

*Katzenberge* läßt sich gut an: Eine Halbpolin bricht zur Beerdigung des Großvaters auf, der im Schlesischen lebte und starb, ursprünglich aber aus Ostpolen stammte. Von dort wurde er im Zuge des sowjetischen Einmarsches vertrieben, rettete kaum die nackte Haut

und zieht nach Übergangsjahren in einem zentralpolnischen Nest seinerseits nun in das leere Gehöft eines vertriebenen Deutschen ein. Das geht aber nicht so ohne weiteres: Es liegt wohl ein Fluch auf dem Haus und über den Feldern, die Unstatthaftigkeit der Aneignung fremden Gutes quält die neuen Besitzer, der Unfug muß gebannt werden. Zwei magische Gänge unternimmt die neue Bäuerin.

Davon sowie von Verwicklungen mit Todesfolge innerhalb der Familie erfahren die Ich-Erzählerin und der Leser erst nach und nach, und gemeinsam dringen sie auf dieser Spurensuche immer weiter gen Osten vor. Wer den Osten liebt und sich qua Gemütslage mehr von Galizien und weniger vom Rheinland angezogen fühlt, fährt gerne mit in das ungeteerte Land jenseits der Weichsel. Die noch junge Autorin Sabrina Janesch war Stadtschreiberin von Danzig. Von dort hat sie die Details mitgebracht, die jeder kennt, der den Osten kennt. Janesch beschreibt die überladene Bauernkost ebenso gut wie das Gefühl, ins Ungeordnete zu fahren, in amorphes Brachland.

*Katzenberge* wird an keiner Stelle gefühlsduselig. Der Literaturbetrieb bejubelt den Roman, jedoch: Gelungen ist er letztlich nicht ganz. Die Enkelin möchte zuletzt auf dem Friedhof den dritten, noch fehlenden Teil einer Vergangenheitsaustreibung erledigen, damit endlich Ruhe einkehre in die Geschichte. Man ahnt, was Sabrina Janesch damit zum Ausdruck bringen wollte, aber es ist mißlungen. Lernen könnte sie von Jenny Erpenbeck, die vor zwei Jahren mit *Heimsuchung* einen Maßstab gesetzt hat: Sie bringt mit ihrer Beschreibung eines Hauses am See und seiner wechselnden Besitzer die Geschichte tatsächlich zur Ruhe und eignet sich ihre Heimat an.

Götz Kubitschek

## Wir 45er: Zwischen Preußen und Nackenfett

Friedrich Sieburg: *Die Lust am Untergang. Selbstgespräche auf Bundesebene.* Mit einem Vorwort und einem Nachwort von Thea Dorn, Frankfurt a.M.: Eichborn 2010. 418 S., 32 €

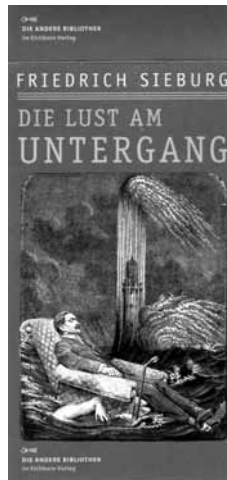
Friedrich Sieburg (1893–1964) war der Edelstein, ja: ein Solitär der nichtlinken Nachkriegspublizistik. Wegen seiner unklaren Rolle in der NS-Zeit war er bis 1948 mit einem Publikationsverbot belegt. Wolf Jobst Siedler titulierte den konservativen Essayisten und Literaturkritiker der Nachkriegszeit einmal als »links-schreibenden Rechten«. Sieburg war ein brillanter Stilist, seine Feder und Gedanken von einer gleichsam elastischen Gespanntheit; polternde Polemik war ebensowenig seine Sache wie der langweilig-dogmatische Duktus herkömmlicher Konservativer. Weniger aus Sturheit denn mit würdiger Gelassenheit pflegte er sich zwischen jene Stühle zu setzen, die die gesellschaftliche Nachkriegsordnung bereithielt. Die großen Namen seiner Zeit zogen teils den Hut vor seinem Scharfsinn (Thomas Mann schrieb in seinem Tagebuch, *Die Lust am Untergang* erinnere ihn an seine *Betrachtungen eines Unpolitischen*), andere zahlten ihm harsch zurück, was er austeilte: Kein anderer Literaturkritiker ging so erbarmungslos wie Sieburg mit den Vertretern der Gruppe 47 ins Gericht.

Man mag nicht glauben, daß 56 Jahre seit der Erstveröffentlichung des vorliegenden Bandes vergangen sind! Die Fragen, denen Sieburg sich hier in neun Kapiteln (etwa »Die Kunst, Deutscher zu sein«, »Vom Menschen zum Endverbraucher«) widmet, lesen sich nicht als Rückblick auf Gefechte von gestern. Sie sind noch ebensogut unsere Themen: Identitätssuche, Vergangenheitsbewältigung, Konsumwahn, die Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Auch wo seine Ange-

legenheiten einmal der unmittelbaren Aktualität entbehren – etwa in seiner bemerkenswerten Replik auf Curzio Malaparte (d.i. K.E. Suckert) oder in seinen Einlassungen zum Verlust der Ostgebiete – nickt man staunend.

Ohne Twitter oder Ryan Air gekannt zu haben, spottet Sieburg über »das Management des Vergnügens«, die »Mechanisierung der Freizeit«. Er meinte damit – wie bescheiden aus heutiger Warte! – »Betriebsausflüge an den Comer See« und Klassenfahrten in die Alpen. »Der Vorschlag, die Kinder sollten an der Nidda Blumen suchen, würde heute auf allen Seiten große Heiterkeit hervorrufen.« Für Sieburg waren die Deutschen »ein Volk ohne Mitte«:

»Im Deutschen, so glaubte die Welt gestern noch, ist mehr Explosivstoff angehäuft als in jedem anderen Erdenbewohner. Hat sich diese Ansicht geändert, sind beim Anblick des fleißigen und lammfrommen Bundesdeutschen, der sogar den Karneval straff organisiert und wirtschaftsbewußt dem Konsum dienstbar macht, der das Wort Europa dauernd im Mund führt, (...) den kein Aufmarsch mit Fahnen mehr aus seinem Wochenendhaus, seinem Faltboot und Volkswagen herauslocken kann, der nur noch zu den Vertretern versunkener Fürstenthümer und zu Filmstars aufschaut, der einen harmonischen Bund zwischen Preußen und Nackenfett eingegangen ist, (...) der vom Golf von Neapel bis zum Nordkap die schnellsten Wagen fährt, sich in Capri bräunen läßt (...), der sich aus Ordnungssinn mit der abstrakten Kunst und dem Nihilismus beschäftigt – sind, so frage ich, beim Anblick dieses Musterknaben, der sich in der Schule der Demokratie zum Primus aufarbeitet, alle Ängste und mißtrauische Befürchtungen verschwunden? Ich antworte, nein.«



Sieburg, der Frankophile, liebte seine Heimat und litt an ihr, an diesem Volk, das sich nun in einer Müdigkeit und Geschichtslosigkeit zeige, »die mit einer nie dagewesenen Nüchternheit« gepaart sei. »Nur der Deutsche schwärzt seinen Landsmann bei Fremden an, nur der Deutsche verständigt sich lieber mit einem Exoten als mit einem politi-

schen Gegner eigenen Stammes (...), nur der Deutsche verleugnet Flagge, Hymne und Staatsform des Mutterlandes vor Dritten.« Als »dümmstes Schlagwort« seiner Zeit erschien dem Publizisten der schon damals opportune Vorwurf, »restaurative Tendenzen« zu befördern. Alles Große, Geniale, das Heldenhafte ohnehin, dessen die Deutschen einst fähig waren, werde nun verhöhnt und gezeißelt unter dem Vorwand, »daß die alten Zeiten nicht wiederkommen dürfen«. Ja, und wie furchtbar war auch der »deutsche Spießier!« Allerdings, so Sieburg, sei zu befürchten, daß der Spießier in neuem Gewand, nämlich mit »heraushängendem Hemd« nach US-Vorbild wiedergekehrt sei, und daß die »Vorurteilslosigkeit in der Kleidung, im Umgang mit dem anderen Geschlecht und den Nerven der Mitmenschen nicht eine höhere sittliche Freiheit und einen souveränen Geist« mit sich führe.

Die Krimiphilosophin und TV-Talkerin Thea Dorn durfte man bislang für eine wohl kluge, aber strikt den Kategorien aktueller Meinungsmoden hingeebene Zeitgenossin halten. Nun hat sie uns mit geradezu schwärmerischer Geste – Vor- und Nachwort, vereinzelt nur gespiickt mit zeitgeistigen Kottaus, stammen aus ihrer Feder – den nahezu radikalen Widerborst Sieburg wiederentdeckt. Ein Glücksfall!

Ellen Kositzka

## Blecherne und klingende Münzen

Thorsten Polleit, Michael von Prollius: *Geldreform. Vom schlechten Staatsgeld zum guten Marktgeld*, Grevenbroich: Lichtschlag Medien 2010. 192 S., 15,90 €

Im Zweiten Weltkrieg planten die Deutschen, britische Pfundnoten zu fälschen und über England abzuwerfen. So sollte die englische Wirtschaft erschüttert und die Währung in Verruf gebracht werden. Aus dem Plan ist dann nichts geworden. Heutzutage wird der gleiche Plan in allen westlichen Industrienationen trotzdem umgesetzt – auch ohne Dornier- oder Junkers-Geschwader, die am Himmel auftauchen und Geldscheine abwerfen. Das Zauberwort heißt Geldmengenwachstum und wird von staatlichen Notenbanken betrieben, um den Umverteilungsapparat der Wohlfahrtsstaaten in Gang zu halten. Dieses Geldmengenwachstum beschert uns immer neue Preissteigerungen – kalte Enteignung also. Die Alternative wäre ein stabiles Marktgeld, wie Thorsten Polleit und Michael von Prollius es fordern. Zugegeben: Die Abschaffung des staatlichen Papiergeldmonopols gehört zu jenen urliberalen Forderungen, die schwerer vorstellbar sind als beispielsweise die Privatisierung von Post und Telekom. Trotzdem spräche einiges dafür, es mit Privatgeld zu versuchen. Wer die Finanzkrise von 2008 ff. nicht mit der links-ideologischen Brille sieht, erkennt sofort, daß durch immer neue Geldmengen immer neue »Blasen« auf den Weltfinanzmärkten entstehen mußten. Notenbanken drucken Geld und bringen damit die Märkte durcheinander. Sie können dies tun, weil sie ein staatlich geschütztes Monopol besitzen. Es gibt keinen Wettbewerb. Die Menschen sind gezwun-

gen, das Staatsgeld zu verwenden. Die beiden Autoren untersuchen alle theoretischen Aspekte des Marktgeldes, auch die Frage, wie der Übergang vonstatten gehen könnte. Momentan hört sich ein Satz wie »Möchten Sie das Flugticket mit Goldmünzen, Deutsche-Bank-Dukaten oder Sparkassen-Sesterzen bezahlen?« noch absurd an. Es könnte aber sein, daß schon bald – früher als viele denken – der totale Zusammenbruch des Dollars und des Euros erfolgt. Amerika und Europa brechen unter ihren Schulden bald zusammen. Dann könnte *Geldreform* das Handbuch für den Aufbau einer neuen Finanzordnung sein.

Ronald Gläser

## Arnold Gehlens Wiedererweckung

Friedrich Ley: *Arnold Gehlens Begriff der Religion, (Religion in Philosophy and Theology, Bd 43)*, Tübingen: Mohr Siebeck, 486 S., 79 €

Es gibt wenige konservative Autoren, die heute eine Renaissance erfahren wie Arnold Gehlen. Die positive Bezugnahme auf seine Gedanken, Formulierungen und Werke, die bis vor kurzem verpönt war, ist mittlerweile fast zur Selbstverständlichkeit geworden. Kaum jemand hält es länger für nötig, von einem »belasteten« Denker zu sprechen oder an seiner »Entlarvung« zu arbeiten. Dazu paßt auch die wachsende Zahl von Neuerscheinungen, die sich systematisch mit Gehlen befassen. Hervorzuheben ist in dem Zusammenhang die Arbeit eines jungen evangelischen Theologen, Friedrich Ley, der sich mit Gehlens Religionsbegriff beschäftigt. Man fragt sich nach der Lektüre, warum das Thema nicht längst mit einer so sorgfältigen Untersuchung gewürdigt wurde! Ohne Zweifel spielte die Religion für

Gehlen sowohl in bezug auf die anthropologische Grundverfassung als auch auf die Ordnung des Zusammenlebens eine entscheidende Rolle. Ley gliedert seine Arbeit in fünf Kapitel: Religion und Kultur, Religion und Institution, Religion und Technik, Religion und Ethos, Religion und Kunst. Im Zentrum steht jeweils die Interpretation eines Hauptwerks – »Der Mensch I« (*Der Mensch*, 1940), »Der Mensch II« (*Urmensch und Spätkultur*, 1956), »Der Mensch III« (*Moral und Hypermoral*, 1969) –, der Aufsätze zu Anthropologie und Soziologie aus den vierziger und fünfziger Jahren sowie der *Zeit-Bilder* (1960). Dieser Zugriff hat den Vorzug der Systematik – allerdings wird die Chronologie für die Deutung immer wieder durchbrochen, was mißlich ist, weil Gehlens Auffassungen in der letzten Phase seines Lebens eine Zuspitzung erfuhren, die er in der Zwischenzeit vermieden hatte, und deren Richtung sich auch vom Radikalismus der Anfänge unterschied. So liest man etwas unbefriedigt die Darstellung Leys zur Religions- und insbesondere zur Christentumskritik in *Moral und Hypermoral*, denn der Subtext von Gehlens Argumentation war doch, daß nicht erst durch die Aufklärung, sondern schon durch die kirchliche Lehre beziehungsweise deren Ursprungsgestalt im Evangelium eine Institutionenethik tendenziell unmöglich gemacht wurde. Das war keine oberflächliche heidnische Polemik, auch keine Position des *athée mais catholique*, aber ein schwer bezähmbarer nietzscheanischer Rest und eine Kritik, deren Stoßrichtung gegen das Christentum gerichtet war, gerade weil es die zentrale Entlastungsfunktion der Religion nicht mehr erfüllte (und im Grunde nie ohne Vorbehalt erfüllt hatte). Jedenfalls hatte sich Gehlen von seiner Vorstellung aus Schriften der Nachkriegsjahrzehnte verabschiedet, daß auch die Kirchen, wenngleich geschwächt und ermüdet, eine

im großen und ganzen wohlthätige, weil stabilisierende Funktion ausübten.

Wahrscheinlich ist Leys Tendenz zu einer gewissen Entschärfung Gehlens einer bestimmten Art von theologischem Liberalismus geschuldet, den sein Lehrer, der Hallenser Systematiker Ulrich Barth, vertritt. In diesem Konzept geht es um den Versuch, Kirche und christliche Lehre neu in der modernen Gesellschaft zu verankern, indem man deren religiöse Aufgabe wieder ernst nimmt, ohne die Selbstgesetzlichkeit des sozialen Gefüges und der historischen Entwicklung zu bestreiten. Damit verschafft sich etwas Geltung, was unter dem Einfluß der Dialektischen wie der politisierenden Theologie verpönt war und nun dazu dienen soll, die Retablierung auf einem Weg zu erreichen, der vor dem Ersten Weltkrieg hoffnungsvoll begonnen hatte, dann aber wie der politische Liberalismus durch die großen Umwälzungen an den Rand gedrängt oder zerstört wurde. Man mag zweifeln, daß angesichts der veränderten Ausgangslage ein solches Wiederanknüpfen Aussichten hat. Immerhin scheint man in dieser Denkschule eine Unvoreingenommenheit und intellektuelle Neugier zu kultivieren, die sympathisch berührt. Was die Skepsis angeht, kann man Ley durchaus folgen, der abschließend äußert: »Einiges spricht dafür, daß auch die in jüngster Zeit prognostizierte ›Wiederkehr der Religion‹ auf der nicht eben tragfähigen Prämisse gründet, das funktional Notwendige müsse zugleich normative Gültigkeit und geschichtliche Wirklichkeit besitzen. Gerade im Falle der Religion hat ja die kulturanthropologische Analyse Gehlens gezeigt, daß die Religion als die Institution der Institutionen *per se* selbstzwecklich und mithin unverfügbar ist. Alles Bemühen um Erkenntnis und Verstehen der Religion in ihren individuellen und gesellschaftlichen Vollzügen ist doch der Einschränkung unterlegen, daß der theoretische Zugang

zu ihr die religiöse Praxis als solche nie ganz erfassen, schon gar nicht ersetzen kann.«

Karlheinz Weißmann

## Nachkriegskino

Robert R. Shandley: *Trümmerfilme. Das deutsche Kino der Nachkriegszeit*, Berlin: Parthas-Verlag 2010. 312 S., 16,90 €

In der deutschen Filmgeschichtsschreibung standen die sogenannten »Trümmerfilme« der unmittelbaren Nachkriegszeit nie besonders hoch im Kurs. Gedreht in realen Ruinen, zum Teil vom italienischen Neorealismus, zum Teil von Weimarer Traditionen beeinflusst, waren sie erste Versuche, die Verheerungen des Krieges und des Nationalsozialismus zu erfassen und zugleich positive moralische Grundlagen für die Zukunft zu formulieren. In der Ostzone drehte Wolfgang Staudte »Die Mörder sind unter uns« (1946), im Westen Helmut Käutner »In jenen Tagen« (1947), die bezeichnenderweise beide die Schuldfrage stellten, dabei aber unterschiedliche Strategien der Entlastung einschlugen. Bis etwa 1949 folgte ein weiteres Dutzend Filme. Man warf ihnen später Inkonsequenz, Geschichtsklitterung, mangelnden analytischen Durchblick und vorschnelle Versöhnung vor, sah sie als bloß gut gemeint und ästhetisch mißglückt an. Das hatte auch politische Gründe, denn die Generation der Linken der sechziger und siebziger Jahre hatte ein Interesse daran, zu behaupten, daß es vor ihnen so etwas wie eine ernsthafte »Aufarbeitung« der NS-Vergangenheit nicht gegeben hätte. Daß diese Behauptung nicht mehr als ein »Mythos« war, zeigt der Amerikaner Robert Shandley in seiner Studie *Trümmerfilme*. Tatsächlich leisteten diese einen beachtlichen und zum Teil recht komplexen Beitrag zur zu diesem Zeitpunkt noch von echten moralischen Impulsen geleiteten »Bewältigung«,

und lieferten die Blaupause für deren bis heute gängige Muster. Daß die Ergebnisse nur vorläufig, improvisiert und bruchstückhaft sein konnten, ist leicht aus den historischen, psychologischen und materiellen Umständen der Entstehungsjahre zu erklären. Shandleys recht spannende Neubewertung der Leistung der Filmemacher dieser Zeit hat den Vorteil dieser historischen Bodenhaftung, wenn auch der Autor einen wesentlichen Aspekt übersieht, der sich ebenso in der Nachkriegsliteratur niederschlug: denn auch die »Trümmerfilme«, gedreht unter den Augen der Besatzer in Ost und West, konnten und durften nur halbe Wahrheiten erzählen. So gerieten sie in der Tat zu Kompromißbildungen, die aber bitter nötig waren, um eine stabile Neudefinition möglich zu machen.

Martin Lichtmesz

## Festschrift Helmut Quaritsch

Hans-Christof Kraus, Heinrich Amadeus Wolff (Hrsg.): *Souveränitätsprobleme der Neuzeit. Freundesgabe für Helmut Quaritsch anlässlich seines 80. Geburtstags (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, Bd 58)*, Berlin: Duncker & Humblot 2010. 185 S., 58 €

Der Unterschied zwischen Festschrift und Freundesgabe liegt wohl nur im Umfang, nicht in der Qualität der Beiträge, und ganz klein ist auch diese Freundesgabe mit mehr als 180 Seiten nicht. Was hier zu Ehren Helmut Quaritschs, des bedeutenden konservativen Staatsrechtslehrers, zusammengestellt wurde, unterscheidet sich jedenfalls deutlich von den Gelegenheitstexten, die man sonst in derartigen Veröffentlichungen zusammengestellt finden kann. Ausdrücklich hingewiesen sei auf Piet Tommissens Beitrag zur Entdeckung Carl Schmitts durch Julien Freund, dann auf die sehr erhellenden Bemerkungen

von Wolfgang Schuller zu Souveränitätsbeschränkungen neuen Typs, die sich – wenn auch von anderer Warte – mit einem ähnlichen Problem beschäftigen wie Dietrich Murswiek, der über den Grundsatz der souveränen Staatlichkeit als unabänderliches Verfassungsprinzip handelt. Beide Aufsätze haben es mit der deutschen Gegenwart zu tun, während Hans-Christof Kraus die Frage stellt, ob eine monarchische Restauration in der frühen Bundesrepublik auf legalem Wege durchführbar gewesen wäre; sein Ausgangspunkt sind dabei die Überlegungen des Historikers Hans-Joachim Schoeps und des Juristen Ernst Rudolf Huber, womit ein auf den ersten Blick vielleicht nebensächlich erscheinender Aspekt dazu dient, einen Teil der Geistesgeschichte des Konservatismus nach 1945 zu rekonstruieren.

Karlheinz Weißmann

## Mangel als Mutter der Vielfalt

Josef H. Reichholf: *Naturschutz. Krise und Zukunft*, Berlin: Suhrkamp 2010. 170 S., 10 €

»Naturschutz« klingt angesichts der globalen Bemühungen um die Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes veraltet. So, als ob man sich nicht um das große Ganze sorgen, sondern nur seine eigene kleine Welt vor der Zerstörung schützen wolle. Naturschutz steht damit in besonderem Maße unter Rechtfertigungszwang – sowohl gegenüber der Seite, der Naturschutz nicht genügt, als auch der, der bereits dieser zu viel ist. Der Zoologe und Professor für Naturschutz Josef H. Reichholf zeigt in seinem neuen Essay in gewohnt polarisierender Weise, daß die Gründe dafür nicht zuletzt im Naturschutz selbst zu suchen sind. Er macht auf Unstimmigkeiten, Fehlentwicklungen und Absurditäten aufmerksam, mit dem Ziel, den Naturschutz von seinen ideologischen Fesseln zu befreien. Dabei legt er sich

nicht nur mit Naturschützern an, sondern auch mit Landwirten und Jägern, die auf je eigene Art und Weise den Naturschutz behindern. Reichholf ist der Auffassung, daß die sogenannten »Roten Listen« kaum zum Schutz dieser Tiere und Pflanzen beitragen haben, weil die Kriterien »schützenswert« und »selten« noch nichts über die Gefährdung einer Tierart und ihrer Quellen aussagten. Es gibt Tiere, die immer selten waren – einfach weil sie am Ende der Nahrungskette stehen. Ebenso kritisch sieht er den Widerstand der Naturschützer bei Großbauprojekten. »Mangel ist die Mutter der Vielfalt, Fülle vereinheitlicht.« Nährstoffmangel fördere die Artenvielfalt, weshalb es ein Trugschluß sei anzunehmen, daß auf landwirtschaftlich genutzten Flächen mehr Arten vorkommen als an einem Flughafen. Das Gegenteil sei der Fall. Das wollten viele Naturschützer nicht wahrhaben. Reichholf fragt nun ketzerisch, ob die Ausgleichszahlungen, die als Kompensation für den Eingriff in die Natur gezahlt werden müssen, zurückgezahlt werden sollten, wenn es an dem Ort jetzt mehr Arten (wie am Flughafen München) gebe als zuvor. Er plädiert dafür, die Stadt als jagd- und landwirtschaftsfreies Gebiet auch als Rückzugsraum für viele Tiere anzuerkennen. Daß sich dem viele Naturschützer verweigerten, habe seine Ursache in einem statischen Idealbild von Natur, das es in Wirklichkeit nie gegeben habe. Reichholf geht es darum, den Naturschutz wieder an seine eigentliche Aufgabe zu erinnern. Naturschutz habe »weit weniger mit Ökologie und Naturhaushalt zu tun, als den allermeisten Naturschützern bewußt ist. Er entspricht viel eher dem Denkmalschutz und sollte befreit werden von der Überfrachtung mit ›Öko‹, die keine ›Öko-logie‹ mehr ist, sondern eine ›Öko-sophie‹.« Reichholf geht es um die Ausrichtung des Naturschutzes an den Bedürfnissen des naturliebenden Menschen, der des-

halb nicht zu einer Ausgrenzung des Menschen aus der Natur führen darf. Ein Weg, dies auch gegen staatliche Vorgaben durchsetzen zu können, wäre die Errichtung privater Naturschutzgebiete, wie sie in England bereits existierten. Das größte Hindernis auf dem Weg zu einem Naturschutz, der Mensch und Natur dienen würde, sieht er jedoch in der ideologischen Überfrachtung, die Naturschutz nur dann als legitim ansehe, wenn er sich die Rettung der Welt zum Ziel gesetzt habe. Naturschutz bedürfe jedoch keiner großartigen Begründungen. Es genüge ein Satz: »Wir setzen uns für den Erhalt der Natur ein, weil wir sie schätzen.«

Erik Lehnert

## Konservativer Feminismus im Anmarsch?

Elisabeth Badinter: *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter*, Mit einem Vorwort der Autorin zur deutschen Ausgabe. München: C.H. Beck 2010. 222 S., 17,95 €

Elisabeth Badinter, Frankreichs Vorzeigefeministin, sieht ihr Land von einem massiven *roll back* in puncto Emanzipation bedroht. Immer mehr Frauen ließen sich von einem »naturalistischen Feminismus verführen«; Mütter, die »einige Jahre zu Hause bleiben« und sich mit ihrer kindverbundenen Lebensweise als »authentische, naturverbundene und weniger konsumorientierte Avantgarde« fühlen. Dieser gegenaufklärerische Feminismus, der »Mutterschaft als etwas Erhabenes verehrt«, sei Resultat einer »Heiligen Allianz der Reaktionäre«: einem Klüngel aus Ökologen, Verhaltensforschern, Stillorganisationen und 68er-Töchtern, die die mühsam errungene Gleichberechtigung der Geschlechter wieder ins Wanken bringen. Das Patriarchat schlägt zurück – unter weiblicher Mithilfe. Badinters Buch *Le conflit. La femme et la mère*, das in Frankreich sofort auf Platz 1 der Verkaufslisten schnellte

und heiß diskutiert wurde, ist ein Plädoyer für die Abtrennung der mütterlichen Sphäre von der weiblichen Identität. Der Mutterinstinkt sei eine Erfindung: Mit dieser These hatte die Philosophin vor dreißig Jahren Furore gemacht. Heute beweise die wachsende Gruppe der *childfree* – der bewußt kinderlosen Frauen –, daß es keine »wesentlichen Eigenschaften« gebe, die Männer und Frauen unterscheide. Nun aber beginnen junge Mütter in Frankreich ihre Säuglinge vermehrt zu stillen, immer noch viel weniger als in anderen europäischen Ländern, aber mit steigender Tendenz. Badinter hält diese »freiwillige Dienstbarkeit«, initiiert von Hebammen und anderen »Still-Ayatollahs«, für brandgefährlich. Die dreifache Mutter ist enttäuscht, daß nun selbst – und gerade! – die Töchter jener Feministinnen, die sich einst von der Knechtschaft gegenüber dem Baby und »den Machos zu Hause« befreit hätten, sich dem Druck einer »Gute-Mutter-Ideologie« beugen. In ihrer Heimat stieß die emitierte Professorin auf ein geteiltes Echo – und gelangte zwischen die Fronten. Selbst emanzipierte Grünen-Politikerinnen schimpften sie eine »Steinzeit-Feministin«. In der Tat fällt Badinter hinter ihr Niveau zurück. Ist es angebracht, die Richtlinien einer weltweit tätigen Stillorganisation aufzufächern, als handle es sich um eine Terrorgruppe? Badinter zählt seitenslang die »angeblichen« Vorteile des Stillens auf, um dann allein eines mit Bestimmtheit zurückzuweisen: Stillen macht keine intelligenteren Kinder. Sie klagt, daß Eltern, die bereuen, je Kinder bekommen zu haben, sich nicht mehr trauen, diesen Freiheitsverlust einzugestehen. Noch 1970 hätten 70 Prozent erklärt, nein, rückblickend hätten sie besser keine Elternschaft angestrebt. Der Vollzeitmutter eines Kleinkinds könne



es noch heute vorkommen, als würde sie ihren Tag »in Gesellschaft eines Inkontinenten und geistig Zurückgebliebenen verbringen«. Fast scheint es, als würde Badinter stillende Frauen, solche, die ohne Narkotika ihre Kinder zur Welt bringen und am Ende noch so verrückt sind, selbst zu kochen, ebenfalls den Geistesschwachen zurechnen. Jedenfalls gehören sie nicht zu den Frauen, die es sich selbstbewußt herausnehmen, über ihren »Geist, ihre physische, emotionale und sexuelle Energie frei zu verfügen.« Hartnäckig hält die Autorin an ihrer Ansicht fest, daß die heutige Gesellschaft kinderlose Frauen »tiefgreifend« ächtet. Man staunt. Ist das so, in Frankreich? Gibt es dort keine Pendants zu unseren Thea Dorns, Anne Wills und Angela Merkels, die hierzulande angesehene Positionen in der Öffentlichkeit bekleiden? Ein Punkt in Badinters Buch ist interessant: Sie konstatiert, daß sich das Idealbild der Mutter nicht mit dem der zeitgenössischen Frau decke. Dadurch verschrieben sich Frauen häufig einer »Logik des Alles-oder-Nichts.« Heißt: Sich hervorragend auf dem Arbeitsmarkt zu positionieren ist eine ähnlich lebensfüllende Aufgabe wie die, eine 1a-Mutter zu sein. Beides zugleich – schwierig! Die Französinen seien deshalb so kinderreich, weil hier die frühe Fremdbetreuung der Kinder nie übel beleumundet war und die meisten Mütter vollzeiterwerbstätig sind. Umgekehrt ist es in den »gebärfaulen« Ländern wie Deutschland und Italien. Dort sind bzw. waren Krippen eine Rarität, darum zögerten Frauen die Geburt auch nur eines Kindes heraus. Die Argumentation besticht an der Oberfläche. Erweitert man aber den Blick – etwa auf die Verhältnisse im frauenerwerbsreichen, aber kinderarmen Mitteleuropa, auf die hohen Geburtenziffern in den USA bei

einer mäßigen Frauenerwerbsquote, auf die Situation in Rußland – dann beginnt auch diese Theorie zu schwanken.  
Ellen Kositzka

## Religion als System

Mircea Eliade und Ioan P. Culianu: *Handbuch der Religionen*, Frankfurt a.M.: Verlag der Weltreligionen/Suhrkamp 2010. 430 S., 16 €

Die Angabe der beiden Verfassernamen läßt nicht deutlich erkennen, daß dieses Handbuch eigentlich von Culianu abgefaßt wurde, während die Idee auf Eliade zurückging, der einige Jahre vor seinem Tod den Plan hatte, seine *Geschichte der religiösen Ideen* in einem Band zu komprimieren. Sein Meisterschüler Culianu unternahm letztlich die Arbeit, da Eliade selbst mit anderen Projekten beschäftigt war. Wie sehr die Darstellung Eliades Ansatz verpflichtet ist, kann man daran erkennen, daß die Gliederung der *Geschichte* weitgehend beibehalten, auch Eliades Vorstellung von der Religion als »System« übernommen wurde, was besagt, »daß die gegebenen Tatsachen der Religion synchron sind, ihre diachrone Verteilung aber einen Vorgang darstellt, dessen Ursachen und Gründe keiner genaueren Analyse bedürfen.« Unternimmt man eine solche Analyse trotzdem, verliert man sich rasch in der Unübersichtlichkeit der Entfaltungen von archaischen und rezenten Glaubensformen, Theologien des Hinduismus, Buddhismus, Islam oder Christentums und sieht sich zu einer »historizistischen« Interpretation verführt, die Culianu wie Eliade kritisierten, weil sie den Blick auf die Religion verstellt, die den Menschen mit dem Übergeschichtlichen in Berührung bringt. Das *Handbuch* versucht deshalb eine mittlere Linie zu halten zwischen Charakteristik, lexikalischem Überblick und Entwurf jenes »Romans« der Weltreligionen, von dem Eliade geträumt hat.  
Karlheinz Weißmann

## Wehrmachtssoldatentraumata

Svenja Goltermann: *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München: DVA 2009. 592 S., 29,95 €

Soldaten werden heute kaum als Opfer eines Krieges wahrgenommen, erst recht nicht, wenn es sich um die Soldaten der Wehrmacht handelt, deren Bild mitsamt NS-Emblemen und grimmigem Stahlhelm im allgemeinen eher gruselige Assoziationen als Unterdrücker-, Eroberer- und Mördertruppe *par excellence* hervorruft. An diesem Bild haben Kampagnen wie Reemtsmas »Verbrechen der Wehrmacht« ebenso ihren Anteil wie einschlägige Hollywoodfilme. Daß es sich bei diesen Soldaten um unsere eigenen Väter und Großväter handelte, die ihre Erfahrungen in die Familiengeschichten hinein verschleppten, gerät dabei ins Hintertreffen. Der öffentliche Diskurs, der im Hinblick auf die NS-Zeit streng »Opfer« von »Tätern« geschieden sehen will, wird seit einiger Zeit durch einen Trend unterlaufen, der versucht, die Seelen- und Gedächtnisgeschichte der Deutschen und den Preis ihrer Verdrängung gleichsam psycho-archäologisch auszugraben. Bahnbrechend waren hierfür die Publikationen der Journalistin Sabine Bode (*Sezession 31*). Akademischer geht die 1965 geborene Historikerin Svenja Goltermann an das Thema heran: Ihr preisgekröntes Buch belegt in eindrucksvoller Materialfülle, daß die erfahrene und verübte Gewalt bei den Kriegsheimkehrern in Form von gravierenden posttraumatischen Syndromen fortwirkte, die aus verschiedenen Gründen kaum öffentliche Anerkennung fanden. Ein entscheidender Grund war, daß die damals herrschende psych-



iatrische Lehrmeinung keine entsprechenden Diagnosen zur Verfügung hatte. In den »Trümmerfilmen« der Jahre 1946–49 tauchten auffällig oft psychisch geschädigte Soldaten auf, denen die Drehbuchautoren, nicht anders als die Psychiater, das Zusammenreißen und den »Glauben an die menschliche Überwindungskraft« durch Tat und Arbeit als Ausweg nahelegten. Dies galt allerdings auch für alle anderen Opfergruppen des Krieges, inklusive der KZ-Opfer. Mit der nach der Entnazifizierungszeit »zweiten« Bewältigungswelle seit den späten fünfziger Jahren setzte laut Goltermann eine »erinnerungskulturelle Wende« ein, in der einerseits auch die psychischen Nachwirkungen des Krieges zunehmend Anerkennung fanden, von der aber andererseits die »normalen Männer« unter den ehemaligen Soldaten und Kriegsheimkehrern ausgeschlossen wurden. Der Hauptgrund lag darin, daß auch sie nun zunehmend als Mitschuldige an den Verbrechen des Krieges und Regimes betrachtet wurden. »Das Reden von einem möglichen Opferstatus der Soldaten«, das bisher ohnehin eher entmutigt worden war, wurde nun »so gut wie ausgelöscht«. Es war vor allem im Zuge dieser »medialen Offensive für eine Anerkennung der psychischen Zerstörungsgewalt der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik«, in der sich das einseitige, heute noch gebräuchliche »Täter vs. Opfer«-Wahrnehmungsraster herausbildete.

Martin Lichtmesz

## Der Moslem als Gegner?

André F. Lichtschlag: *Feindbild Muslim. Schauplätze verfehlter Einwanderungs- und Sozialpolitik*, Manuscriptum: Waltrop 2010. 64 S., 7,80 €.

Der Herausgeber des libertären Magazins *eigentümlich frei*, André Lichtschlag, bereichert

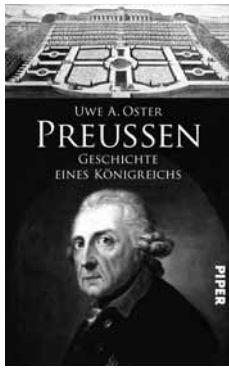
seit Jahren die Debatte durch Argumente, deren Nährboden eine »anarcho-kapitalistische« Lebenseinstellung ist: Hülfe ein jeder sich selbst und wäre der Staat abgeschafft, stünde es besser um den fleißigen, begabten Anteil der Menschheit. Sozialschmarotzer kämen nicht mehr auf die Idee, Hartz-IV-Dynastien auszubilden, Leistung lohnte sich wieder und gut ausgebildete Kinder wären die beste Altersvorsorge. Inspirierend an derlei Ansätzen (deren Unstimmigkeit im Detail hier nicht aufgezeigt werden kann) ist, daß sie den Blick zunächst auf das richten, wofür der einzelne und das Volk verantwortlich sind. Auf die Integrationsdebatte bezogen und aus Lichtschlags Essay zitiert, geht es um »jene diffuse Grundangst, die aus eigener Schwäche herrührt. Deutschland und darüber hinaus das, was gemeinhin als »der Westen« bezeichnet wird, »haben fertig«. Demographisch, demokratisch, kulturell, moralisch und ökonomisch zehren wir von der Vergangenheit und leben auf Kosten der Zukunft.« Das sind Worte, wie sie Konservativen so auch aus der Feder fließen könnten, und tatsächlich argumentieren beide weltanschaulichen Lager in Fragen des Werteverfalls, des Leistungsprinzips und der Ungleichheit der Menschen auf ähnlicher Wahrnehmungsgrundlage. Man stimmt Lichtschlag zu, wenn er die Anziehungskraft eines pervertierten Sozialstaats auf Unterschichtenwanderer anprangert und der üblichen deutschen 1,3-Kind-Familie jede Dynamik und Widerstandskraft abspricht. In der Tat hat es etwas von Lackierarbeiten, wenn man denen, die ins Land durften, nun ihre religiöse Symbolik oder eine bestimmte Frauentracht verbieten möchte. Warum sollte diese erzwungene Angleichung an ein westliches Einerlei plötzlich gut sein, wo man Glaubensernst und würdige Kleidung ob ihrer Bindungs- und Orientierungskraft doch für das eigene Volk gern in eine Renaissance eintreten sähe? Das »Feindbild



Moslem« sei in Wahrheit eine wohlfeile Projektionsfläche für Versagen, das dem Staat anzu-lasten sei.

»Unsere Schwäche ist deren Stärke« – Lichtschlag bohrt ausgiebig und gut begründet in dieser Wunde. Wie schade aber (aus rechter Sicht) und wie konsequent (aus liber-tärer Sicht), daß er am Ende so etwas wie das amerikani-sche Modell preist: Multikulti ja, aber knallhart moderiert, als Leistungsgemein-schaft der Starken, die sich über alle ethnischen und kul-turellen Grenzen hinweg ver-stehen und bereichern (im dop-pelten Sinne!). Spätestens da wird klar, daß ein Libertärer mit »Volk« kein Volk meinen kann. Aber das nimmt dem Bändchen nichts von seinem stacheligen, originellen Ton.

Götz Kubitschek



fentlichung, der hierfür neben den Staatsoberhäuptern bedeu-tende Baumeister wie Schlüter und Schinkel, die Reformer Hardenberg, Gneisenau und Stein, literarische Größen wie

Fontane, den preußi-schen Staatsmann schlechthin (Bis-marck) oder den Zu-zug der Hugenotten als Prägekräfte der Nationsbildung und Staatswerdung her-anzieht.

Aus historiographi-scher Sicht weist Osters Buch – insbe-sondere im Vergleich

zu Clarks Studie – struktur-analytische Defizite auf, die wohl der populärwissenschaft-lichen Ausrichtung des Werkes geschuldet sind. Obschon der Verfasser neben der politischen auch sozial- und kulturge-schichtliche Aspekte einfließen läßt und der Eindruck einer gut lesbaren Überblicksdarstel-lung für den interessierten His-torien- und Preußenliebhaber entsteht, weist die Monogra-phie doch einen Mangel an geschichtswissenschaftlicher Tiefe und Detailreichtum auf.

Sebastian Pella

## Preußen, populär

Uwe A. Oster: *Preußen. Ge-schichte eines Königreichs*, München: Piper Verlag 2010. 384 S., 22,95 €

Nach Christopher Clarks de-tailreicher und beeindruckender, aus religions-, sozial-, mili-tär-, und ideengeschichtlicher Perspektive verfaßten Monu-mentalgeschichte Preußens (2007) die Geschichte des Ho-henzollernstaates mit neuen Facetten darzustellen, grenzt an einen wissenschaftlichen Balanceakt, dem sich der stell-vertretende Chefredakteur des populärwissenschaftlichen Geschichtsmagazin *Damals*, Uwe A. Oster mit *Preußen. Geschichte eines Königreichs* stellt. Obgleich Oster eine chronologisch aufgebaute und nach Herrschern strukturierte Darstellung wählt, kristallisiert sich das Zentrum des Buches um prägende wie her-ausragende Persönlichkeiten der preußischen Geschichte. Personen, die das Staatsbild Preußens formten, stehen im Mittelpunkt von Osters Veröf-

## Weltmoderne

Andreas Heuer: *Carl Schmitt. Die Dialektik der Moderne. Von der europäischen zur Welt-Moderne*, Berlin: Duncker & Humblot 2010. 94 S., 38 €

Egal, ob es sich um die Be-schäftigung mit Theodor Däublers Dichtung in den jun-gen Jahren Carl Schmitts, den Ausnahmezustand, die Ro-mantik oder die Diktatur han-delt – immer sind bestimmte Annahmen des berühmten Staatsrechtslehrers über das facettenreiche Phänomen der Moderne im Hintergrund. Nehmen wir als weiteres Bei-spiel den Dezisionismus. Er ist eine wesentliche Konsequenz der für die Moderne charak-teristischen Auflösung eines kulturell, religiös und weltan-schaulich wenigstens einiger-maßen homogenen Bezugsfel-

des. Dadurch werden letztbe-gründete politische Entschei-dungen kaum mehr möglich. Der Dezisionismus als grund-legendes Element des Rechts-denkens ist für den Verfas-sungsjuristen deshalb unver-meidlich, weil sich eine wich-tige Verheißung von Philoso-phen der Aufklärung (Con-dorcet, Saint-Simon, Comte etc.), die Herrschaft von Men-schen über Menschen könnte durch Technik oder durch Ge-setze substituiert werden, als falsch herausstellte.

Angesichts der weit ausgrei-fenden Themenstellung ist man nicht überrascht, daß der Schmitt-Kenner wenig Neues erfährt. Dennoch legt Andreas Heuers Studie eindrucksvoll dar, woraus sich das Moderne-Bild des »weißen Raben« zu-sammensetzt. So entstand im 16. Jahrhundert, vor allem aus einer Raumrevolution her-aus, die europäische Moderne. Für Schmitt stehen in ihrem Mittelpunkt Aufklärung und Romantik, wobei Heuer den Schwerpunkt auf letztere legt. Im 19. Jahrhundert, äußer-lich sichtbar an der gleichbe-rechtigten Anerkennung der Völkerrechtssubjekte USA und Japan durch die europäischen Staaten, macht sich im Völker-recht der Übergang zur »Welt-Moderne« bemerkbar.

Der Verfasser arbeitet plau-sibel und konzis heraus, war-um Schmitt zentrale Gedan-ken der Neuzeit, etwa die ste-tige Herausbildung einer »one world«, den Rationalismus der ökonomisierten und techni-schen Welt, aber auch die Re-levanz des imaginär konstru-ierten Gebildes »Menschheit«, ablehnt. Die Argumentation des Freund-Feind-Theoretikers macht ihn zum wohl abschlie-ßenden Denker einer langen Traditionslinie, die (vor Ent-stehung der vermeintlich kon-fliktlosen deutschen Zivilge-sellschaft nach 1945) die un-übersehbare Bedeutung der Gegensätze als Wesen des Po-litischen würdigte. Man sollte nicht ganz vergessen, wer am Anfang des abendländischen Philosophierens ähnliches ver-kündete: Heraklit.

Felix Dirsch

## Rilke-Preis 2010

Junge Autoren und Nachwuchsmaler sind aufgefordert, sich am Rainer-Maria-Rilke-Preis für Jugendkultur 2010 zu beteiligen. Das Thema, zu dem sowohl Lyrik und Prosa (Obergrenze 15.000 Zeichen) als auch Videos, Gemälde und Fotos eingereicht werden können, lautet »Deutschland 2030«. Unter dem Motto »Vergänglichkeit und Zukunft« können Teilnehmer, die das 27. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, ihre Beiträge bis zum 30. November einreichen. Der gemeinnützige »Verein Journalismus und Jugendkultur Chemnitz« gehört in das Umfeld der Jugendzeitschrift *Blaue Narzisse* und hat den ersten Preis mit 300, den zweiten



mit 200 und den dritten Platz mit 100 Euro dotiert, Preisverleihung wird im Januar 2011 sein. Beiträge an [rilkepreis@gmx.de](mailto:rilkepreis@gmx.de), dort sind auch weitere Informationen zu erfragen.

## Meier über Schmitt

Das aktuelle Buch des Althistorikers Christian Meier mit zwei Essays über *Das Gebot des Vergessens und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit* (München: Siedler, 160 S., 14,95 €) wurde vielerorts prominent rezensiert. Seine Herleitung, warum das Wachhalten der Erinnerung in einem Fall (Auschwitz) geboten und in anderen Fällen (DDR-Unrecht) nicht zweckdienlich sein sollte, empfanden so viele Kritiker »brillant«, wie es andere als »dürftig« bezeichnen.

Zur jüngsten Ausgabe der *Zeitschrift für Ideengeschichte* trägt Meier (Jahrgang 1929) mit zwei Artikeln bei, einer umfänglichen Rezension der Carl-Schmitt-Biographie von Reinhard Mehring und dem Abdruck einer Tagebuchaufzeichnung über seinen – Meiers – letzten Besuch bei dem barbarisch klugen Meister anno 1983. »Warum sind so viele zu ihm gepilgert?«, fragt Meier als »kritischer« Schmitt-Freund. »Für mich kann ich bezeugen, daß er mich fasziniert hat. Durch das, was er sagte und wie er es sagte.« Nach Meier ist kaum ein aufmerksamerer und anregenderer Gesprächspartner denkbar als Schmitt. 1983 hingegen sind Gedanken und Artikulation des Staatsrechtlers (Schmitt starb 1985) bereits im Schlingern begriffen: »Oft läuft's, wie wenn einer auf Glatteis balanciert: Er geht, hält sich im

Gehen aufrecht, kommt vorwärts – aber nicht unbedingt dahin, wo er will, sondern wohin ihn sein Versuch, sich aufrecht zu halten, schließlich führt – bis er dann doch abbrechen muß. Man spricht über Maschke, den »primitiven Konservatismus« (Meier) von »v. Schrenck-Notzing & Mohler« »schlechtes Urteil auch über Sander, dessen Diss. so gut war.« Das Heft kostet 12 €, Bezug über [bestellung@beck.de](mailto:bestellung@beck.de), 089/38189-750

## Pro Sarrazin

Jemand, der Sarrazin von Anfang an unterstützt hat, ist die türkischstämmige Soziologin Necla Kelek. Wer ihre Bücher kennt, weiß warum. In ihnen schildert sie die Integrationsdefizite aus der Perspektive derjenigen, die diesem Kreislauf entronnen ist. Kurz vor Erscheinen von Sarrazins Buch hat Kelek selbst noch einmal eine Zusammenfassung ihrer Erkenntnisse vorgelegt. Sie unterstreicht darin Sarrazins These von der besonderen Integrationsunfähigkeit des Islam. Genau wie dieser differenziert sie zwischen den verschiedenen Ausländergruppen in Deutschland und schildert anhand einiger Fallbeispiele, was hinter den nackten Zahlen mangelnder Bildung und Integration steckt. Sie kommt zu dem Schluß, daß der Islam, wie er sich heute in Europa präsentiert, »nicht in eine demokratische Gesellschaft integrierbar« ist. Seine Werte seien grundverschieden von denen, die in Mitteleuropa gelten. Diese Ursache habe die Politik bislang geleugnet und deshalb sei die Integration gescheitert. Sie plädiert dafür, daß die westliche Gesellschaft den Respekt vor ihren Errungenschaften von Migranten einfordert. Erschienen ist der Essay *Über die Freiheit im Islam* in der Schriftenreihe der Vontobel-Stiftung, die die schöne Angewohnheit hat, ihre Druckerzeugnisse an Interessierte zu verschenken: [www.vontobel-stiftung.ch](http://www.vontobel-stiftung.ch).

## Juristenwürde

Unter juristisch Geschulten gilt es als Binsenweisheit, daß Recht und Macht zusammengehören. Sollensvorschriften, die nicht durchgesetzt werden, besitzen keinen Rechtscharakter. Infolge dieses Umstands befindet sich der Jurist bei der Rechtsfindung stets im Spagat zwischen den Partikularinteressen politischer, wirtschaftlicher oder privater Natur auf der einen, und den Erfordernissen der gesamten Rechtssphäre auf der anderen Seite.

Der gerade achtzig Jahre alt gewordene ehemalige Richter des Bundesverfassungsgerichts Ernst-Wolfgang Böckenförde beschäftigt sich in seiner jüngsten Schrift *Vom Ethos der Juristen* (Duncker & Humblot, 46 S., 10 €) mit diesem Problemkreis und versucht herauszukristallisieren, was den beliebigen Rechtstechniker

vom berufenen Juristen unterscheidet. Unter Berücksichtigung der juristischen Praxis innerhalb der europäischen Rechtstradition führt der gegenwärtig profilierteste deutsche Schüler Carl Schmitts dem Leser den Grundgehalt des juristischen Ethos vor Augen und formuliert dessen philosophisch-anthropologische Grundlagen. Analog zum »Böckenförde-Diktum« erinnert der Autor mit dieser Schrift daran, daß auch die Würde des Juristenstands von Voraussetzungen lebt, die sich nicht selbsttätig reproduzieren, sondern habituell angeeignet werden müssen.

## 10 Jahre Deutsche Sprachwelt

Zehnjähriges Jubiläum feiert die *Deutsche Sprachwelt (DSW)*, herausgegeben vom ebenfalls vor einem Jahrzehnt (neu)gegründeten Verein für Sprachpflege mit Sitz in Erlangen. In der 40. Ausgabe der quartalsweise erscheinenden Zeitschrift zitiert Schriftleiter Thomas Paulwitz den Dichter Reiner Kunze: »Je gestörter das Verhältnis zur eigenen Sprache ist, desto schutzloser ist sie«. In diesem Sinne möchten die Mitstreiter des Vereins und des Blattes zu einer Gesundung des gegenwärtigen Zustandes beitragen. Anscheinend mit Erfolg; nach Umfragen unabhängiger Institute bekunden heute deutlich mehr Deutsche ein starkes Interesse für Belange ihrer Muttersprache als noch vor der Jahrtausendwende.

Regelmäßig kürt die *DSW* einen »Sprachwahrer des Jahres«, im Gegenzug werden besonders närrische Anglizismenfreunde und sonstige Sprachverhunzer in die »Sprachsünder-Ecke« verwiesen – mit erheblicher Resonanz: Sowohl Deutsche Bahn als auch Telekom gelobten Besserung, und der Präsident der Bundesapothekerkammer versprach per Brief, englische Abkürzungen »tunlichst zu vermeiden und die deutsche Sprache hochzuhalten.« Von Beginn an stellte die *DSW* ein Sprachrohr für Gegner der sogenannten Rechtschreibreform dar. Der Bezug des Blattes ist kostenlos, die Zeitung (Auflage 25.000) finanziert sich aus Spenden. Kontakt: 09131/480661 bzw. bestellung@deutsche-sprachwelt.de.

## 10 Jahre Komma

Ebenfalls bereits seit 10 Jahren erscheint im MM-Verlag die konservative Monatszeitschrift *Komma. Das Magazin für christliche Kultur*. »Die Zeit ist reif für eine neue konservative Partei«, heißt es im Titel der Septemбераusgabe – und man geht kaum fehl, daß die *Komma*-Leserschaft zur Wählerklientel gehören könnte. Prof. Werner Münch, vormalig CDU-Ministerpräsident Sachsen-Anhalts, geht hart mit Angela Merkel ins Gericht der zum Stichwort »Sonntag« nur einfalle: »ausschlafen und nachdenken.« Eine innere Erneuerung der CDU, die nicht nur in Fragen des Lebensschutzes, der Familienpolitik, der Ausländerintegration schon lange versage, hält Münch für nicht gewollt. Münch berührt hier zugleich die Kernthemen des in Aachen herausgegebenen Magazins: für Kirche, Papst und Familie, gegen Gender-Main-

streaming, Werteverfall und politische Korrektheit: Redaktionsleiter Michael Müller: »All dies sind Themen, wo wir gefordert sind, Flagge zu zeigen! Zu kämpfen! Widerstand zu leisten!« Das Einzelheft (rund 90 S.) kostet 9 €, auch ein reduziertes und ein Probe-Abo werden angeboten. Kontakt und Bestellung über 0241/60911-0 oder E-Mail komma@mm-verlag.com

## Glänzendes Schimmern ganz rechts

Auch die jüngste Ausgabe der »radikal rechten Zeitschrift« *hier&jetzt* bildet ein Paradox ab: Wie läßt sich dieses schillernde Intelligenz-Blatt in die Linie der NPD integrieren? Arne Schimmer, Landtagsabgeordneter der Partei und zu-



gleich Chefredakteur der Zeitschrift, bündelt diesen Widerspruch exemplarisch in seiner Person. Sein Gespräch mit dem eher linksgestrickten »Neuen Rechten« Alain de Benoist über Identität und Migration zählt zu den Glanzpunkten der Ausgabe. Auch der umfassender Blick auf Philipp Stölzls *Rienzi*-Inszenierung und Schimmers Aufsatz zur Idee »Nation Europa« (»Deutschland ist das Herz, Frankreich der Kopf«) erwecken nicht im die geringsten Assoziationen mit dem, was man gemeinhin mit der NPD verbindet. Bezug (zu 7,50 €): Bildungswerk für nationale Identität e.V., hier&jetzt, PF 320133, 01013 Dresden.

## Nordlandreise

Der deutsche Skandinavientourismus ist ein Phänomen. Aus keinem anderen europäischen Land zieht es so viele Reisende nach Dänemark, Schweden und Norwegen. Das hat nicht nur mit geographischer Nähe zu tun, es geht auch nicht nur um Badestrände und eindrucksvolle Landschaften, einen etwas anderen Lebensstil und die Übersichtlichkeit der Verhältnisse, sondern auch um eine Attraktion, die rationaler Erklärung schwer zugänglich ist. Das gilt vor allem für das eigentlich unwirtliche, ganz am Rand gelegene Norwegen. Immerhin kann man einen Ursprung in der ersten Begeisterung der Romantik für den Norden festhalten, auf die Konjunktur unter der Regierung Wilhelms II. verweisen, der die »Nordlandreise« im eigentlichen Sinn etablierte, weiterwirkende Einflüsse in der

ersten wie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigen, bis hin zum Individual- und Pauschalismus der Gegenwart. Das alles stellt der wunderbar illustrierte Band *Nordlandreise. Die Geschichte einer touristischen Entdeckung* (Sonja Kinzler und Doris Tillmann, mare 2010, 246 S., 29,80 €) in mehr als zwanzig sehr informativen Beiträgen dar. Nur auf die politisch-korrekten Hinweise hätte man gerne verzichtet, die den sozialdarwinistisch gefärbten Ideen vom »nordischen Herrenmenschen« unter dem letzten Kaiser nachgehen und den KdF-Fahrten allzuviel weltanschaulichen Einfluß auf den »Volksgenossen« zubilligen. Hitler war übrigens nie in Skandinavien, schon gar nicht in Norwegen, aber mehrfach in Frankreich und Italien. Der Bildband dient gleichzeitig als Katalog für eine Ausstellung zum Thema, die noch bis Ende Oktober in Kiel, dann in Bremerhaven und in Hamburg gezeigt wird.

## Tumult

Von der einst gepriesenen »einzigartigen Anmutung« der *Tumult – Schriften zur Verkehrswissenschaft* ist leider in gestalterischer Hinsicht keine Rede mehr, inhaltlich oszilliert man weiterhin gekonnt zwischen Genie und Wahnsinn. Der aktuellen Ausgabe (*KataChoc: Der Beutewert des Desasters*) des unregelmäßig erscheinenden, quadratischen Intellektuellenheftes wird eine Sentenz aus dem Editorial vorangestellt: »Der Lebensverlängerung auf der Streckbank der Unentschiedenheit ist ein entschiedenes Elend vorzuziehen. Lieber eine einzige wahre Welt als unzählige Virtualitäten! – Solcher Wirklichkeitshunger ist die Triebbasis der Katastrophen-Sehnsucht«. Was, wenn dem allseitig antizipierten »Ernstfall« die heimliche Hoffnung gelte, einem »plötzlich geöffneten Fluchtpalt gleich, einer Flutwelle, einem Putsch, der die Gesamtverfassung der Umstände zerbersten ließe?« Solides, Luzides und eine Prise Dada (Beiträger sind u.a. Bazon Brock und der Katastrophenforscher Wolf Dombrowsky) tanzen einen so komplizierten wie hübsch sich fügenden Reigen rund um das, was man hier übereingekommen ist, Choc zu heißen: die mit gespannter Fröhlichkeit ersehnte Apokalypse.

Das von Frank Böckelmann und Walter Seitter herausgegebene Heft (154 S., 20 €) wird über die Majuskel Medienproduktion vertrieben: 06441911318, email: digitalakrobaten@googlemail.com.

## 5 Jahre Pariser Vorstadtkrawalle

Während prominente Franzosen in den vergangenen Wochen lautstark gegen die »Abschiebung« sogenannter Roma (gemeint waren Zigeuner allgemein) protestierten und ihrem schwachen Präsidenten Rassismus vorwarfen, jähren sich diesen Herbst die Pariser Vorstadtkrawalle: Zwischen dem 27.10. und dem 17.11. 2005 waren in den hauptstädtischen Banlieues, den nahezu ausschließlich von Migranten bewohnten Vororten 9300 Autos angezündet und

2800 Randalierer festgenommen worden. Auch Schulen, Läden und Kirchen brannten. Kurz vor dem Jahrestag hat nun die Staatsanwaltschaft die Einstellung des Prozesses gegen die Polizisten, vor denen seinerzeit zwei Jugendliche geflohen und dabei gegen einen Stromtransformator geprallt waren, beantragt. Der Fall hatte damals als Auslöser für die wochenlangen Ausschreitungen fungiert. Die Statistik der Gewalt bis heute wurde nicht weitergeführt – zumindest ist sie der öffentlichen Diskussion entzogen, das schiefe Bild einer staatlichen »Reconquista« dominiert. Zuletzt mußte der Fernsehsender *arte* eine Sendung über das Schicksal der Vorortbewohnerinnen eine Dreiviertelstunde vor Ausstrahlung aus dem französischen Programm nehmen. Es habe massive Drohungen gegen eine an der Dokumentation beteiligte Frau gegeben. Produzent Daniel Leconte ist entsetzt: »Erst akzeptieren Polizisten diese rechtsfreien Räume und jetzt sogar die Medien.«

## 900 Minuten oral history

Wie war es wirklich, das vergangene Jahrhundert? Zu Kriegszeiten, davor, danach? Wer Großeltern oder Eltern aus der »Erlebnisceneration« hat, tut gut daran, sie erzählen zu las-



sen und ihre je eigene Perspektive auf Tonträger aufzunehmen. Es mögen Einblicke entstehen, die tiefer gehen als jedes Fotoalbum, als jedes Geschichtsbuch ohnehin. Ein lobenswertes Projekt haben die Journalisten Inge Kurtz und Jürgen Geers unternommen: Über Jahre hinweg haben sie über 100 Zeitzeugen interviewt, aus allen Schichten und Regionen Deutschlands. Wie lebte es sich als »höhere Tochter« in den zwanziger Jahren, wie als Arbeiterkind in der Zwischenkriegszeit? Alltagserfahrungen stehen neben dem Erlebnis des Grauens in Zeiten des Kriegs und der Vertreibung. Produziert wurde die Originaltoncollage, die ihre Hörer wirklich in den Bann zu schlagen versteht, bereits 1999 durch den Hessischen Rundfunk; sie wurde mit dem renommierten Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet. Nun sind die insgesamt 13 CDs mit einer Gesamtlaufzeit von rund 900 Minuten für ca. 29 Euro im Handel erhältlich. Hörproben unter [www.hoerverlag.de](http://www.hoerverlag.de).

# POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN 978-3-902475-43-5  
 Oswald Spengler  
**JAHRE DER ENTSCHEIDUNG**  
**Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung**  
*Neu herausgegeben von Frank Lissou*  
 184 Seiten,  
 Hardcover  
**€19,90**

Die Schriften des Geschichtsphilosophen Oswald Spengler,

des „Meisterdenkers der Konservativen Revolution“, werden wieder intensiv diskutiert. So auch Spenglers 1933 erschienene Schrift „Jahre der Entscheidung“, die häufig als Vorwegnahme heutiger Krisen in einer globalisierten Welt gedeutet wird und nun wieder greifbar ist.

Oswald Spengler verfügte über das, was gemeinhin als „visionärer Blick“ bezeichnet wird. Von dieser Warte aus sah er den Niedergang Europas voraus. Spengler hoffte, dass dieser Niedergang verzögert werden könne. Hierbei schrieb er den Deutschen eine zentrale Rolle zu.



ISBN 978-3-902475-02-2  
 Mohler / Weißmann  
**DIE KONSERVATIVE REVOLUTION IN DEUTSCHLAND 1918–1932**  
**Ein Handbuch 6., völlig überarb. und erweiterte Auflage**, 643 Seiten, ca. 100 S/W-Abb., Hardcover  
**€49,90**

Neuaufgabe des wichtigsten Grundlagenwerkes zum Thema. Neben den bedeutendsten Organisationen der Bündischen Jugend, der völkischen Bewegung, der Jungkonservativen und des „Soldatischen Nationalismus“ der Zwischenkriegszeit werden über 350 Personen in Kurzbiographien mit ausführlicher Bibliographie vorgestellt, darunter Carl Schmitt, Ernst Jünger, Oswald Spengler, Edgar Jung, Ludwig Klages, Hans Zehrer und der Tat-Kreis, Othmar Spann, Hans Freyer, Stefan George u. v. a. m.



ISBN 978-3-7020-1005-8  
 Becker / Dirsch / Winckler (Hrsg.)  
**DIE 68er UND IHRE GEGNER**  
**Der Widerstand gegen die Kulturrevolution**  
**2. Auflage**, 252 Seiten, Hardcover  
**€19,90**

Die Ideen der Kulturrevolution von

1968 begannen sich in den siebziger und achtziger Jahren in Politik, Gesellschaft und Medien Deutschlands immer mehr durchzusetzen. Doch diese Entwicklung verlief nicht ohne Widerstand. Nicht nur Konservative, sondern auch reformorientierte Sozialdemokraten und liberale Denker wandten sich gegen die Ideen der „Neuen Linken“. Erstmals stellt dieses Buch die Argumente des Widerstandes gegen die 68er zusammen.



ISBN 978-3-902475-53-4  
 Barbara Rosenkranz  
**MENSCHINNEN**  
**Gender Mainstreaming – Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen**  
 168 Seiten,  
 Hardcover  
**€19,90**

Der Begriff „Gender Mainstreaming“

bezeichnet nach außen den Versuch, die Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen durchzuführen. Tatsächlich geht es, darum, ein radikal anderes Menschenbild durchzusetzen – und um die mutwillige Zerstörung von traditionellen Werten wie Ehe und Familie. Der neue Mensch soll ganz offensichtlich ohne feste Geschlechtsidentität sein. Barbara Rosenkranz spricht hier von einer der radikalsten Revolutionen, die das Alltagsleben in Europa je betroffen hat.

## ARES VERLAG GmbH

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über: Bücherquelle Buchhandlungs GesmbH., Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612, E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

## Briefe an Alle und Keinen

HALLO WOLFGANG, HALLO LUTZ,  
HALLO MARKUS!

Ihr kennt Euch gar nicht, habt aber als Buchhändler über die Sarrazin-Debatte im Börsenblatt zusammengefunden. Euch eint der Ärger darüber, daß auch in Eure Läden Kunden strömen, die Sarrazins Buch erwerben möchten. Drei Antworten habt Ihr gefunden. Du, Lutz, hast entschieden, »Kunden« (die Anführungszeichen sind Dein Werk), die das Buch kaufen wollen, wieder wegzuschicken. Du, Markus, bist kein »Oberzensor« und würdest das »in Teilen rassistische« (Deine Worte) Buch auf Wunsch bestellen, überlegst aber, »für jeden verkauften Sarrazin einen Beitrag von Euro 8 an eine anti-rassistische Initiative« zu überweisen. Und Du, Wolfgang, verkaufst den Bestseller mit »äußerstem Unbehagen« und gibst an, Deine Spendenaktion auch im Schaufenster zu plakatieren: Von jedem verkauften Exemplar sollen 5 € an »pro Asyl« gehen. Wolfgang, alter Schluri, das sind mal eben 3 Euro weniger als bei Markus! Wohin geht, was Du da einbehältst, hm? Trägst Du zum Dönerstand um die Ecke, oder was?

Für uns steht fest: das Goldene Bienchen für politisch korrekte Buchhandlerei geht eindeutig an Dich, Markus. Und Dir, Lutz, wünschen wir hingegen viel Spaß beim Aussondern weiterer mißliebiger »Kunden« und »Bücher«. Da gibts wahrlich zu tun,

weiß

Eure *Sezession*

UND DU, LIEBES VERTRIEBSTEAM VON DER DEUTSCHEN VERLAGSANSTALT, hast es doch schon kommen sehen, daß neben Allen und Keinem auch Dir ein Briefchen gewidmet würde in diesem Heft. Wir brechen nämlich jetzt das Schweigen und verkünden: Über zwei Wochen lang hast Du uns hingehalten, hast behauptet, daß Sarrazins Buch nicht lieferbar sei – bis uns der Kragen platzte und wir uns penetrant nach oben durchtelefonierten, vorbei an Die und Deinen subalternen Telefondamen, hin zu einem, der den Schneid hatte, uns zu schreiben, »dass wir uns kurz über Ihre Bestellung gefreut, dann aber ein wenig recherchiert haben, wer denn hier so viele Bücher bestellen möchte. Rasch haben wir festgestellt, dass in ihrem Hause auch Bücher wie ›Nationalrevolutionäre‹, ›Jungkonservative‹, ›Die Völkischen‹ oder ›Landvolkbewegung‹ erscheinen. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir vor diesem Hinter-

grund entschieden haben, zu Ihnen sowie zu anderen, politisch ähnlich eingestellten Personen und Unternehmen keine Geschäftsbeziehungen zu unterhalten« (ePost von Rainer.Dresen@randomhouse.de).

Nur kurz, Vertriebsteam: Wir haben vollstes Verständnis für Deine Zivilcourage. Bitte hab ebenso vollstes Verständnis dafür, daß wir ein bißchen getrickst und die Bücher doch noch erhalten haben, zu einem spitzenmäßigen Prozentsatz übrigens. Du kannst uns mal.

*Sezession*

WERTER HERR SCHULTE, um es noch einmal klipp und klar zu sagen: Wir brauchen keine Kugelschreiber, Bonbons oder Kondome mit dem Aufdruck »Sezession«, oder, um es dem Ergebnis Ihrer gründlichen Kundenrecherche gemäß auszudrücken: »Säzäschen«.

Konservativ!

*Sésessiö*

ACH, LIEBE DORIS STUMP AUS DEM WUNDER-SCHÖNEN AARGAU,

warum so verspannt? »Feminismus ist kein kurzfristiger Arbeitsauftrag«, stellen Sie ein wenig angestrengt Ihrer Homepage als Motto voran, und man möchte ergänzen: »... und mit Sicherheit auch kein beglückender«, denn Sie scheinen doch arg in Nöten. Als feministische und sozialistische Nationalrätin ist es Ihr Anliegen, die Bezeichnung »Mutter« europaweit getilgt zu wissen, weil dies »ein sexistischer Begriff« sei, »der Frauen als passive und minderwertige Wesen kennzeichne«. Die Verwendung des Wortes Mutter behindere und widerspreche den »Gender-Gleichheitsvorgaben«. Frauen würden durch das Wort Mutter in eine überlieferte Rolle gedrängt.

Im entsprechenden Vorschlag, den Sie im Sommer als Berichterstatterin der Parlamentarischen Versammlung des Europarates vorgetragen haben, heißt es: »Frauen sind in den Medien entweder unterrepräsentiert oder nicht wahrnehmbar, oder sie werden zwangsweise in Rollen dargestellt, welche man ihnen zuschreibt, als passive und minderwertige Wesen, Mütter oder Sexualobjekte.« Wie: Sogar als »Mütter«? Das ist ja furchtbar! Wir haben gleich mal Ihren Fall recherchiert und können Entwarnung geben: Sie sind weder so noch so gemeint.

Mit objektiv-mütterlichem Blick,  
Ihre *Sezession*

# Sezession



## Sarrazin lesen

Was steckt in  
*Deutschland*  
*schafft sich ab?*

**Redaktion:**

Chronik der Ereignisse

**Thorsten Hinz:**

Sarrazin lesen – eine Buchkritik

**Markus Abt:**

Debatten vor und nach Sarrazin

**Redaktion:**

»Alles nicht neu!« – Wovon wer wann warnte

**Karlheinz Weißmann:**

Öffentliche, veröffentlichte, verborgene Meinung

**Andreas Vonderach:**

Die Sache mit den Genen

**Martin Lichtmesz:**

Die Faschismuskeule bleibt im Sack ...

**Johannes Ludwig:**

Die Chancen einer »Liste Sarrazin«

**Redaktion:**

Lektüreempfehlungen um Sarrazin

**Sonderheft Sezession –  
Sarrazin lesen.**

*44 Seiten, geheftet, 9.00 €*

**Dieses Sonderheft ist nicht  
im Abonnement enthalten.**

**Bestellungen:**

fax/tel: **034632/ 90941**

ePost: **vertrieb@sezession.de**

Tradition wahren ist gut,  
aber Tradition schaffen  
ist nötig.  
Das ist unsere Aufgabe.

Hans von Seeckt